1,70 DM / Band 30
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI



NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Buch der tausend Tode

Frankreich F 5.50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2.15 / ...



Band 30

Buch der tausend Tode

Die Kammer war fensterlos und gerade groß genug für einen Tisch, einen Stuhl und ein durchbrochenes Gitterbecken, in dem glühende Kohlen düsterrotes Licht und stickige Wärme verbreiteten.

Seit Tagen, vielleicht Wochen schon hatte niemand mehr diesen Raum betreten. Trotzdem brannte das Feuer nicht herunter, wurde die Glut nicht schwächer – und trotzdem war Bewegung in der winzigen Zelle. Es waren die Seiten des gewaltigen Buches auf dem Tisch, die sich bewegten, die sich langsam, aber beständig umblätterten.

Fast, als lebe es.

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über; nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Howard Lovecraft – väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitet ihn auf seinen gefahrvollen Reisen, Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daß die Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen hin nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne mit der Kraft eines Samson.

Die GROSSEN ALTEN – ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die jede Gestalt annehmen können. Doch ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vernichtet werden. Robert besitzt vier davon.

Das NECRONOMICON – das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse und den Schlüssel zur Macht, sich die Kräfte des Bösen untenan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt.

Necron – unter diesem Namen versuchte Abdul Alhazred, das NECRONOMICON, das ihm einst von Roderick Andara geraubt wurde,

zurückzubekommen – was ihm auch gelang. Er erfuhr von den Sieben Siegeln der Macht, die, zusammengefügt, in der Lage sind, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Drei davon sind bereits in seinem Besitz.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in Necrons Gefangenschaft.

Shannon – ein junger Magier, der in Necrons Diensten stand. Ihm wurde der Auftrag zuteil, Robert zu töten, doch Shannon stellte sich gegen seinen Herren und lief zur guten Seite über. Kurz darauf wurde er von Necrons Schergen entführt und einer magischen »Gehirnwäsche« unterzogen. Oftmals schon standen sich seitdem die ehemaligen Freunde als Todfeinde gegenüber.

Shadow – ein rätselhaftes Wesen vom Volk der El-o-hym, halb Engel, halb Teufel. In ihrem menschlichen Körper traf sie auf Robert Craven und steht seitdem auf seiner Seite, ohne jedoch ihre wahren Absichten preiszugeben. Ihre größte Sorge ist es, zu sehr Mensch zu werden – aber hat sie diese Grenze nicht schon überschritten? Denn das Band der Freundschaft zwischen Robert und ihr hat sich schon mehr gefestigt, als es ihr lieb sein kann…

Die Tempelritter – ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Phillipp dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr ist Jean Balestrano.

Die Drachenkrieger – Necrons Armee. Ganz in schwarze Tücher gehüllt, sind die Drachenkrieger die besten, gefährlichsten Einzelkämpfer der Welt – jeder gut genug, es mit einer zehnfachen Übermacht aufzunehmen. Auch Shannon gehörte zu ihnen. Ihr Sitz ist die Drachenburg irgendwo in der Mojave-Wüste.

Die Tore – das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Beherrscht und gesteuert werden sie von den Kristallhirnen. Doch eine Reise in den Toren führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer

Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Sarim de Laurec – Einst ein MASTER des Templerordens, wurde de Laurec zum unberechenbaren Killer, als ein Splitter eines der Kristallhirne in seine Schläfe drang. Mit der Macht über mechanische Puppen ausgestattet, gehorcht er nun den Einflüsterungen der GROSSEN ALTEN.

* * *

Die Welt des Hexers

Die Drachenburg, Necrons Festung in den Weiten der Mojave-Wüste, wird der Schauplatz eines Kampfes, der seit Jahren währt und nun seinen Abschluß findet.

Robert Craven, Sitting Bull und Shadow, die El-o-hym – sie sind Necrons Gefangene; seiner Willkür auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Necron, den man auch den Alten vom Berge nennt, macht Robert ein letztes Angebot: entweder vergißt er seinen Kampf und tritt in die Dienste der GROSSEN ALTEN, oder er wird sterben.

Trotz der Versuchung, ihrer aller Leben zu retten, lehnt Robert ab. Wutentbrannt läßt Necron ihn daraufhin in das Verlies werfen. Und dort, trotz der verschlossenen Türen, kommt Priscylla zu ihm, seine geliebte Priscylla, wegen der Robert all die Schrecken auf sich nahm. Er fragt nicht nach dem Wie und Warum, sondern gibt sich ihr hin.

Priscylla scheint von ihrem Wahnsinn geheilt – und sie hat von Necron während der langen Gefangenschaft offensichtlich einige nützliche Tricks gelernt, denn als der Alte vom Berge plötzlich in die Zelle stürmt, verschwindet sie auf geheimnisvolle Weise.

Necron ist außer sich vor Wut – Shannon, der sein Schüler war, bevor er sich gegen Necron wandte, und den er zur Strafe in einen magischen Schlaf versetzte, ist entkommen. Jemand muß ihn befreit haben.

Inzwischen kommt draußen, vor den Mauern der Drachenburg, eine neue Gefahr für Necron heran: ein Heer der Tempelritter. Jean Balestrano, der oberste Ordensherr, hat von Necrons Verrat erfahren und endlich erkannt, wer wirklich hinter dem Alten vom Berge steht:

die GROSSEN ALTEN, die blasphemischen Götter der Vorzeit. Balestrano sieht nur ein Mittel, um Necron zu stoppen: vier seiner Master aus dem inneren Zirkel des Ordens; Männer, deren Geisteskraft gewaltig ist.

Doch nicht stark genug, diese Aufgabe zu bewältigen! Darum geht Balestrano einen Pakt ein, der ihn selbst mit Schrecken erfüllt Er verbündet sich mit Baphomet, einem niederen Dämon der Hölle. Er soll die Kraft der Master vereinen und die Drachenburg dem Erdboden gleich machen.

Doch für einen hohen Preis – die Master sind schon dem Tode geweiht, ohne es selbst zu wissen, und das Böse ergreift bereits jetzt langsam Besitz von ihrem Geist. Und obwohl Necron das Nahen der Templerarmee bemerkt, kann ihn die Gefahr nicht schrecken. Denn er besitzt das NECRONOMICON, das Buch der tausend Tode...

* * *

Über der Wüste wurde es Tag. Und wie immer in diesem Teil der Welt, der vielleicht zu den menschenfeindlichsten und gefährlichsten überhaupt zählte, ging die Sonne mit ungeheurer Pracht auf. Der Horizont war in flammendes Rot getaucht, und die Kälte der Nacht wich bereits jetzt einem ersten, warmen Hauch, der bald zu stickiger Hitze und nicht viel später zu unerträglicher Glut werden würde. Manchmal brachte der Wind Geräusche mit sich: das Rascheln des Sandes, ein leises Klirren, der schwer zu beschreibende Laut sorgsam eingefetteten Leders, das über hartes Lavagestein schleifte, Fetzen einer gemurmelten Unterhaltung. Und dann war da die Festung: ein Koloß wie eine zornig geballte Lavafaust vor dem flammendroten Himmel.

Jean Balestrano hob die linke Hand über das Gesicht, um sich vor dem Sonnenlicht zu schützen, und blickte konzentriert zum schwarzen Schatten der Drachenburg hinauf. Obwohl es noch längst nicht vollends hell geworden war, konnte er jede noch so winzige Einzelheit dort oben erkennen, denn die Luft war hier über der Wüste von geradezu phantastischer Klarheit. Und der Weg war auch nicht mehr weit: keine halbe Meile mehr, die ihn und seine Begleiter von Necrons Burg trennten.

Dort oben rührte sich nichts. Balestrano wußte genau, daß mißtrauische Augen jede noch so winzige Bewegung hier unten verfolgten, aber zu sehen war nichts. Nur die vier gigantischen

steinernen Drachen, denen Necrons Burg ihren Namen verdankte und die mit ihren Leibern die vier Ecktürme und mit ihren wie zum Sprung geöffneten riesigen Schwingen die Mauern der Burg bildeten, schienen auf ihn herabzustarren. Balestrano wußte, wie unsinnig dieser Gedanke war – aber für einen Moment glaubte er wirklich, den Blick ihrer gigantischen, aus schwarzem Granit gemeißelten Augen zu spüren.

Er schüttelte den Gedanken ab, drehte sich herum und wollte zur Treppe gehen, die von der Mauer des kleinen Kastells hinab in seinen winzigen Innenhof führte. Aber er machte nur einen einzigen Schritt, blieb wieder stehen und blickte zu der hochgewachsenen, in strahlendes Weiß und blutfarbenes Rot gekleideten Gestalt hinüber, die im Schatten des Turmes stand.

»Bruder Botho?« fragte er.

Der deutsche Herzog nickte. »Ja. Verzeih, wenn ich dich gestört habe.«

»Das hast du nicht«, sagte Balestrano. »Wie lange stehst du schon hier?«

»Nicht sehr lange«, antwortete von Schmid, der den unausgesprochenen Tadel in Balestranos Worten sehr wohl gehört hatte. Er trat mit zwei, drei raschen Schritten an die Mauer neben Balestrano, stützte sich schwer mit den Unterarmen darauf und blickte einen Moment zum Schatten der Drachenburg empor.

»Ich bringe eine Nachricht«, sagte er, ohne Balestrano dabei anzusehen. »Aber als ich dich hier stehen sah, wollte ich nicht stören. Vielleicht ist es das letzte Mal. Der Morgen vor der Schlacht...« Er seufzte. »Mein Gott, warum muß er immer so schön sein?«

Bruder Balestrano, der Ordensherr der Templer, antwortete nicht. Was hätte er auch sagen sollen? Es war ein ausnehmend schöner Morgen, voller Ruhe und Frieden und einer schwer in Worte zu fassenden Sanftheit, und trotzdem hatte der Tod bereits seine häßliche Klaue nach dem kommenden Tag ausgestreckt. Er lauerte in den Schatten, verbarg sich in den leise flüsternden Stimmen, die der Wind herantrug, und wartete dort oben, in den finsteren Gewölben der Burg. Vielleicht würde keiner von ihnen den nächsten Sonnenaufgang erleben. Bruder von Schmid und die drei anderen Master mit Sicherheit nicht. Er fragte sich, ob die vier wohl ahnen mochten, welches Schicksal ihnen bevorstand.

»Welche Nachricht?« fragte er, als von Schmid auch nach einer

geraumen Weile keinerlei Anstalten machte, von sich aus zu reden.

»Er reagiert«, antwortete der grauhaarige Herzog.

»Necron?«

Von Schmid nickte. »Die Späher melden, daß an die hundert Männer auf dem Wege hierher sind.« Er deutete zur Burg hinauf. »Es muß einen zweiten Ausgang aus diesem Rattennest geben. Sie versuchen uns in den Rücken zu fallen.« Er lachte. Es klang wie ein Schrei. »Was befiehlst du, Bruder Jean? Greifen wir sie an, oder soll sich Bruder André allein um sie kümmern?«

Jean Balestrano zögerte. »Was... sagt Bruder Rupert?« fragte er schließlich.

Von Schmid zuckte mit den Achseln. »Er sagt, daß es kein Problem ist, mit diesen Männern fertig zu werden. Wir sind fünfmal so viel wie sie, und jeder von uns ist fünfmal soviel wert wie einer von ihnen. Andererseits ist Necron kein Narr. Wenn er hundert seiner Krieger praktisch opfert, wird er einen Grund haben. Und wenn Bruder André sie vernichtet –

» weiß Necron, mit wem er es zu tun hat«, führte Balestrano den Satz zu Ende, als der Deutsche nicht weitersprach. »Ich verstehe.« Er seufzte. »Wie lange dauert es noch, bis die Männer uns gefährlich werden können?«

»Eine Stunde«, antwortete von Schmid nach kurzem Überlegen. »Kaum länger.«

Balestrano schwieg einen Moment, dann schüttelte er den Kopf. »Nein«, sagte er schließlich. »Wir werden es schwer genug haben, die Burg zu stürmen, selbst mit dem Vorteil der Überraschung auf unserer Seite. Gib Befehl, daß hundert der unseren hinuntergehen und diese Krieger aufhalten.«

»Nur hundert?«

Balestrano nickte. »Hast du nicht selbst gesagt, jeder wäre fünfmal so viel wert wie einer von Necrons Kriegern? Hundert sind genug. Sie sollen sie stellen und vertreiben, aber nicht verfolgen. Es reicht, wenn sie sie in die Flucht schlagen. Und ich will kein sinnloses Blutvergießen.«

Botho von Schmid schien widersprechen zu wollen. Für einen Moment

flammte Trotz in seinem Blick auf, dann purer Zorn: sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse, die Balestrano schaudern ließ. Aber dann schien er sich im allerletzten Moment zu besinnen, wem er gegenüberstand, und statt aufzufahren nickte er demütig, legte die Hand auf das Schwert an seiner Seite und entfernte sich mit raschen Schritten.

Jean Balestrano verzichtete darauf, ihm zu folgen. Er blieb hinter den Zinnen des kleinen Kastells stehen und blickte weiter starr zur Drachenburg hinauf. Die Sonne stieg jetzt rasch über den Horizont, und das Licht wurde heller.

Aber Necrons Burg blieb, was sie war: ein düsterer, unheilverkündender Schatten. Wie ein Loch in der Wirklichkeit.

Jean Balestrano fror mit einem Male. Und er hatte Angst.

Entsetzliche Angst.

* * *

»Ich bin enttäuscht von Ihnen, Mister Craven. Wirklich – tief enttäuscht.« Necron legte seine Stirn in Falten, schüttelte ein paarmal den Kopf und beugte sich auf seinem barbarischen Thron vor, wobei er die Hände unter dem Kinn faltete und den Kopf darauf stützte.

Ich spürte, daß seine Geduld erschöpft war. Daß er am Grunde seiner schwarzen Seele vor Wut kochte. Darüber vermochten auch die scheinbar gelassenen Worte nicht hinwegzutäuschen, mit denen er mich anstelle einer Begrüßung empfangen hatte. Necron hatte ganz in einem Ton gesprochen, in dem sich zwei Geschäftspartner unterhalten mochten, deren Transaktionen nicht unbedingt zur Zufriedenheit des einen abgelaufen waren.

Was nichts daran änderte, daß mich seine »Enttäuschung« gut und gerne den Kopf kosten konnte.

Ich sah zu ihm auf und versuchte in eine halbwegs erträgliche Stellung zu rutschen, aber der Griff der beiden Männer, die mich hielten, war zu fest. »Wieso enttäuscht?« fragte ich in einer genau berechneten Mischung aus Zorn und Unverstehen. »Es ist nicht meine Schuld, daß Ihr Versteck aufgeflogen ist, Necron.«

Necron blinzelte, als verstünde er erst gar nicht, worüber ich sprach.

Dann lachte er. »Oh, Sie meinen die Narren, die dort draußen sind und glauben, mich besiegen zu können? Nicht doch, mein Lieber. Davon rede ich nicht. Diese Lappalie wird schneller erledigt sein, als Sie glauben. Nein, nein, ich meine etwas ganz anderes – und Sie wissen sehr wohl, was.« Er hob die Hand und drohte mir spielerisch mit dem Zeigefinger, als hätte er einen leicht vertrottelten Neunjährigen vor sich, statt des Mannes, der ihm den Tod geschworen hatte.

»Sie hatten Besuch, mein lieber Freund«, fuhr er fort. »Heute nacht. Obwohl Sie alle mir versprochen hatten, ihre Quartiere nicht zu verlassen. Ich schätze es nicht, wenn meine Gastfreundschaft ausgenutzt wird.«

»Dann werfen Sie uns doch raus«, gab ich patzig zurück. »Ein Wort von Ihnen genügt, und wir gehen.«

Necron kicherte. »Sie haben Humor. Das ist gut. Sie werden ihn nämlich brauchen. Sehr dringend.« Plötzlich wurde der Blick seiner Augen stechend und hart wie Stahl. »Wo ist Shannon?« fragte er.

»Woher soll ich das wissen?« fauchte ich. »Als ich ihn das letzte Mal sah, lag er in Ihrem Dornröschensarg und wartete auf einen häßlichen alten Mann, der ihn wachküßt.«

Necron sog so scharf die Luft ein, daß es sich fast wie das wütende Zischen einer Schlange anhörte. Aber der Wutausbruch, auf den ich wartete, kam nicht. »Es ist sonderbar, Robert«, sagte er, erstaunlich ruhig. »Aber ich glaube Ihnen sogar. Aus einem Grund, den ich selbst nicht verstehe, glaube ich Ihnen. Was nichts daran ändert, daß ich Shannon wiederhaben will.«

Seine Worte riefen einen fast irrationalen Zorn in mir wach. Er wollte ihn wiederhaben! Herrgott, der Kerl sprach über Shannon wie über ein Spielzeug, das ihm gestohlen worden war, nicht wie über einen lebenden Menschen! Und genau das sagte ich ihm.

Necrons Antwort bestand aus einem meckernden Lachen. »Sie junger Narr«, sagte er abfällig. »Sie haben nichts gelernt, wie? Sie glauben immer noch an Worte wie Freundschaft und Treue? Sie haben ganz recht – Shannon gehört mir. Er ist mein Geschöpf. Ich habe ihn erschaffen. Ich habe ihn zu dem gemacht, was er ist.«

»Das stimmt«, antwortete ich. »Zu Ihrem Feind.«

Necron schluckte. Diesmal schien ich ihn ernsthaft getroffen zu haben. Der Anblick erstaunte mich selbst ein wenig. Ich war mir nicht sicher

gewesen, ob diese alte Vogelscheuche überhaupt so etwas wie ein Gemüt hatte, das man verletzen konnte.

»Gut, Robert«, fuhr Necron nach einer Weile fort. »Sie wollen es nicht anders. Ich wollte fair zu ihnen sein, aber bitte – ich will wissen, wer Shannon befreit hat, und wo er ist. Ich bin sehr sicher, daß es sich um die gleiche Person handelt, die heute nacht in Ihrem Gemach war. Wer war es? Priscylla? Oder diese El-o-hym?«

Ich schwieg.

Necron starrte mich eine Weile an, lehnte sich dann wieder zurück und schüttelte den Kopf. »Oh, oh, Robert, Sie enttäuschen mich immer wieder«, murmelte er. »Aber gut, ich werde Ihnen die Entscheidung ein wenig erleichtern. Sie haben zwei Stunden Zeit, sich zu überlegen, ob Sie mir nicht doch besser die Wahrheit sagen. Wenn –

»Sparen Sie sich die Zeit«, sagte ich, aber Necron sprach unbeeindruckt weiter.

» Sie bis dahin noch keine Vernunft angenommen haben, mein Lieber, dann lasse ich beide in Frage kommenden Damen töten. Vor Ihren Augen.« Er kicherte böse. »Sie haben die Wahl, eine von ihnen zu retten, Robert. Nutzen Sie die Chance. Bringt ihn in seine Zelle.«

Die letzten Worte galten den Männern, die mich gepackt hielten, und die beiden reagierten auf der Stelle. Ziemlich unsanft wurde ich in die Höhe gerissen und von Necrons Thron fortgeschleift. Ich versuchte mich zu wehren, erreichte damit aber nichts anderes, als daß sie mir die Arme noch mehr verdrehten. Ich stellte meinen Widerstand ein, kaum daß wir Necrons Thronsaal verlassen hatten.

Er war ohnehin nur eine Geste von allerhöchstens symbolischer Bedeutung gewesen. Die beiden Männer, die mich gepackt hielten, waren Drachenkrieger, Necrons unbesiegare Killer, die wahrscheinlich zu den gefährlichsten und am besten ausgebildeten Einzelkämpfern der Welt gehörten. Es war sicher kein Zufall, daß sie in ihrer Kleidung und der Art, sich zu bewegen, an die legendären Ninja-Krieger erinnerten, die während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts den fernen Osten unsicher gemacht hatten.

Aber selbst, wenn es mir gelungen wäre, sie zu überwinden – was schwer, aber nicht unmöglich war, wie ich selbst schon bewiesen hatte – hätte es nicht viel genutzt. Dies hier war nicht London, wo ich nur meine Bewacher überwinden und aus dem Kellerfenster klettern mußte, um in Sicherheit zu sein, sondern Necrons Drachenburg, die an

einem der gottverlassendsten Punkte – vielleicht im wahrsten Sinne des Wortes – der Welt lag, und wenn sie so etwas wie ein Kellerfenster überhaupt hatte, dann führte es wahrscheinlich geradewegs in die Hölle hinein.

Shadow, Sitting Bull und ich waren Necrons Gefangene, auch wenn er hartnäckig darauf bestand, uns weiterhin seine »Gäste« zu nennen. Und wenn er auch bisher mit all den Zauberkunststückchen, mit denen ich gerechnet hatte, sehr geizig umgegangen war, zweifelte ich keine Sekunde daran, daß diese ganze verdammte Burg mit magischen Fallen gespickt war wie ein Straßenköter mit Flöhen.

Meine beiden Bewacher schleiften mich durch ein Labyrinth fensterloser Gänge, eine steile Steintreppe hinab und zurück in die winzige Kerkerzelle, in der ich die zweite Hälfte der Nacht zugebracht hatte: ein stinkendes Loch, gerade groß genug, daß ich gebückt darin stehen konnte, ohne ein Fenster oder gar den Luxus von so etwas wie Stroh auf dem Boden. Aber zumindest verzichteten sie diesmal darauf, mich auch noch zu fesseln, wie sie es das erste Mal getan hatten.

Niedergeschlagen hockte ich mich in eine Ecke, lehnte den Kopf gegen den feuchtkalten, mit Schimmel überwachsenen Fels und schloß die Augen. Für einen Moment drohte mich Müdigkeit zu übermannen, trotz allem, denn die Nacht, die hinter mir lag, war sehr anstrengend gewesen. Necron war nicht der einzige unerwartete Besucher gewesen in den letzten zwölf Stunden. Ganz und gar nicht. Vor ihm war noch ein anderer Gast in meinem Zimmer gewesen, und die Stunden mit ihm hatten mich bis an den Rand meiner Kräfte erschöpft; wenn auch auf höchst angenehme Weise.

Priscylla.

Ich hatte sie wiedergefunden. Endlich. In einem Moment, in dem ich kaum mehr damit gerechnet hatte, ihr liebreizendes Gesicht noch einmal im Leben zu sehen, hatte ich sie wiedergefunden, und – mehr noch – ich hatte sie in den Armen gehalten und eine Nacht mit ihr verbracht, die meine kühnsten Träume überstiegen hatte.

Und dann, im Moment des höchsten Glückes, war alles anders gekommen. Ich mußte an den dummen Spruch denken, nach dem der, der hoch steigt, auch tief fällt, und ich war mit einem Male nicht mehr so sicher, ob er wirklich so dumm war. Ich war tief gefallen in den letzten Stunden; verdammt tief sogar. Vielleicht tiefer, als ich jetzt schon ahnte.

Meine Chancen, noch einmal lebend hier herauszukommen, standen – gelinde gesagt – miserabel. So wie die Shadows und Sitting Bulls, die mit mir gekommen waren, um das Unmögliche zu versuchen und Necron zu besiegen.

Und ich wußte nicht einmal, warum das alles so war. Necron hatte uns durchaus freundlich empfangen – zugegebenermaßen etwa mit der Freundlichkeit der Grinsekatze aus Alice in Wonderland, aber immerhin freundlich genug, uns nicht auf der Stelle umzubringen, sondern uns im Gegenteil ein Angebot zu machen, das selbst mich überraschte. Natürlich dachte ich nicht im Traum daran, es anzunehmen – wer würde schon freiwillig auf das Angebot einer Tarantel eingehen, es sich doch über Nacht in ihrem Netz bequem zu machen, – aber es verschaffte uns Zeit, und das war vielleicht das Kostbarste, was wir im Moment hatten. Aber dann hatte irgendjemand Shannon aus seinem magischen Schlaf geweckt, und ein anderer jemand war draußen vor der Burg erschienen und hatte reichlich grob angeklopft, und dann war Priscylla gekommen, und –

Priscylla!

Der Gedanke ließ mich so elektrisiert hochfahren, daß ich vergaß, wie niedrig mein Gefängnis war, und ziemlich unsanft mit dem Schädel gegen die Decke krachte. Aber ich spürte den Schmerz kaum.

Priscylla! Herr im Himmel, was war ich doch für ein Idiot gewesen! Hatte ich nicht mit eigenen Augen gesehen, wie sie praktisch durch eine geschlossene Tür hindurch in mein Zimmer gekommen war, und hatte sie mir nicht selbst erzählt, daß sie eine Menge von Necron gelernt hatte, ohne daß er es wußte?

Ich hätte mich ohrfeigen können, nicht mehr daran gedacht zu haben. Vielleicht war doch noch nicht alles verloren.

Zitternd vor plötzlicher Aufregung setzte ich mich wieder, lehnte mich abermals gegen die Wand und versuchte mich zu konzentrieren. Ich hatte niemals zuvor versucht, ganz bewußt Kontakt mit dem Bewußtsein eines anderen Menschen aufzunehmen; nicht auf diese Weise. Diesmal mußte ich es, wenn ich nicht tatenlos hier herumsitzen und darauf warten wollte, daß Necron mich holen ließ, damit ich entschied, welche der beiden Frauen, die ich liebte, leben durfte. Und welche sterben sollte.

* * *

Es war noch immer nicht vollends hell geworden, wenigstens nicht hier, auf der sonnenabgewandten Seite des zyklopischen Berges, dessen Schatten in die Wüste hinauswies und das Sonnenlicht auffraß. Der Wind, der aus der Wüste herüberwehte und die Männer hinter Laguerre mit einem beständigen Bombardement kleiner harter Sandkörner überschüttete, war noch kalt.

Der Fels, auf dem er lag, war warm.

Es war eine unangenehme Wärme. Nicht die gespeicherte Sonnenhitze des vorangegangenen Tages, die der Stein jetzt allmählich wieder freigab, sondern eine unangenehme, irgendwie schmierige Wärme, als brodele tief unter dem Fuß dieses Höllenberges ein schwarzes Feuer, dessen tödlichen Hauch sie fühlten.

Laguerre versuchte den Gedanken abzuschütteln und sich auf seine eigentliche Aufgabe zu konzentrieren, aber es gelang ihm nur zum Teil. Die Männer, auf die sie warteten, waren irgendwo vor ihnen, und er spürte, daß sie nicht mehr sehr weit entfernt waren – aber er sah sie nicht. Der Fels war so schwarz wie ein Stück gefrorener Nacht. Necrons Krieger hätten fünf Schritte vor ihnen sein können, und er hätte sie nicht gesehen.

Und das war etwas, was Laguerre noch mehr verstörte.

Er konnte die gleichförmig gewellten Sanddünen der Mojave sehen, jenseits des Bergschattens, so klar, wie es nur hier in der Wüste möglich war, und er konnte den schwarzen Lavastein sehen, auf dem er lag – aber dazwischen war nichts.

Es schien, als existiere der Ausschnitt der Welt, auf dem sich Necrons Krieger verbergen mußten, einfach nicht.

»Das... das ist Zauberei«, murmelte eine Stimme neben ihm. Laguerre wandte den Blick und erkannte Devereaux, den rothaarigen Bretonen, der ihm bei diesem Angriff als Adjutant zugeteilt worden war. Devereaux hatte das schwarze Gewand eines Novizen erst vor wenigen Wochen gegen das weiße Hemd der Ritterschaft eingetauscht, und Laguerre verstand bis jetzt nicht so recht, was der Bretone überhaupt hier suchte. Alle anderen Mitglieder dieser verzweifelten Expedition zum Ende der Welt waren Elitekämpfer, die besten der besten, wie auch Laguerre selbst.

Aber er sprach den scharfen Verweis, der ihm auf der Zunge lag, nicht aus. Im Grunde hatte Devereaux nur ausgesprochen, was er insgeheim dachte. Was sie alle insgeheim dachten. Diese lichtfressende Schwärze

dort vor ihnen war nur noch mit Zauberei zu bezeichnen.

»Wahrscheinlich ist es nur ein Trick dieser Hunde«, murmelte er, ohne daß es ihm allerdings gelang, seine Stimme überzeugend klingen zu lassen. »Es wird ihnen nichts nutzen. Und jetzt still.«

Er machte eine befehlende Geste, um seine Worte zu unterstreichen, lächelte Devereaux aber noch einmal flüchtig zu, und wandte sich dann wieder dem Berghang und dem unheimlichen Schatten zu.

Es war beinahe die letzte Bewegung seines Lebens – und tatsächlich die letzte, die Devereaux sah.

Die Gestalt tauchte wie ein Schatten über ihnen auf; ein Dämon, den die Nacht ausgespien hatte und der lautlos und schnell wie der Tod war. Laguerre fand gerade noch Zeit, erschrocken zusammenzufahren und nach seiner Waffe zu greifen, da blitzte es über ihm auf. Der Säbel des schwarzgekleideten Drachenkriegers beschrieb einen engen, unglaublich raschen Halbkreis, trennte Devereaux' Kopf von den Schultern und hackte noch in der gleichen Bewegung nach Laguerre. Der Templer warf sich verzweifelt herum; trotzdem zerfetzte die rasiermesserscharf geschliffene Klinge sein Wams und das Kettenhemd darunter und hinterließ eine tiefe, schmerzhafte Wunde in seiner Schulter. Der Templer brüllte vor Schmerz und Schrecken, kam endlich auf die Füße und parierte den blitzschnell nachgesetzten Hieb des Angreifers mit seiner eigenen Klinge.

Es war, als hätte er auf Stahl geschlagen. Sein eigenes Schwert, ungeschickt und viel zu schnell gehoben, wurde ihm aus der Hand geprellt, und der dumpfe Schmerz zuckte bis in seine Schultermuskeln hinauf. Aber wenigstens nahm er dem Hieb genug von seiner Kraft, so daß die Klinge ihn zwar noch traf und zu Boden schleuderte, sein Panzerhemd aber nicht mehr durchschnitt.

Laguerre reagierte, ohne zu denken, blindlings den Reflexen und Reaktionen gehorchend, die er sich selbst im Laufe endloser Jahre antrainiert hatte. Als der Angreifer herumfuhr und sein Schwert mit beiden Händen hob, um den vermeintlich hilflos vor ihm Liegenden zu töten, stieß er ihm den linken Fuß vor das Knie, vollführte mit dem anderen Bein eine blitzartige, scherenförmige Bewegung und hakte seinen Fuß hinter den des Schwarzgekleideten. Der Krieger taumelte. Seine eigene Bewegung, mit der er Schwung geholt hatte, um Laguerre endgültig zu erledigen, wurde ihm zum Verhängnis.

Er fiel. Er stürzte nicht vollends, sondern sank nur auf die Knie herab

und fand im letzten Moment mit den Händen Halt an einem Felsen, aber der Augenblick reichte Laguerre, um auf die Füße zu kommen und mit einem Sprung hinter ihm zu sein.

Die Gedanken des Templers überstürzten sich. Er hätte sich bücken und Devereaux' Schwert aufheben können, aber seine rechte Schulter war noch immer verkrampft und halb gelähmt von der ungeheuren Wucht, die im Schwerthieb des Angreifers gesteckt hatte. Er wußte, daß er dem Mann mit dieser Waffe nicht gewachsen war. Wer immer sich unter dem schwarzen Mantel verbarg, mußte die Körperkräfte eines Herkules haben. Aber Laguerre hatte nicht nur mit dem Schwert zu kämpfen gelernt...

So kompliziert dieser Gedankengang gewesen war, er hatte nur den Bruchteil einer Sekunde in Anspruch genommen. Noch während der Drachenkrieger mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht kämpfte, schlang Laguerre den linken Arm von hinten um seinen Hals und tastete mit den Fingerspitzen nach dem Kinn, das sich unter dem schwarzen Stoff der Gesichtsmaske verbergen mußte; gleichzeitig legte sich sein rechter Arm um den Schädel des Kriegers, die Armbeuge gegen die rechte, die gespreizten Finger gegen die linke Schläfe des Mannes gepreßt.

Der Krieger bäumte sich auf, als er begriff, was Laguerre tat. Seine Hände ließen das Schwert fallen, tasteten nach oben, zerrten einen Moment lang vergeblich an Laguerres Handgelenken und glitten weiter, auf der Suche nach seinem Gesicht und den Augen.

Sie erreichten sie nie.

Laguerre atmete tief ein, konzentrierte sich nur auf seine Hände und stieß einen gellenden Schrei aus. Jedes bißchen Kraft, das in seinem Körper war – und es war eine Menge! – lag in dieser einen, blitzartigen Bewegung, in der er die Arme gegeneinander bewegte.

Unter dem schwarzen Stoff in seinen Händen erscholl ein Laut, als zerbreche ein trockener Ast. Der Körper in Laguerres Armen erschlaffte.

Aber nur für einen Moment...

* * *

Oben, im Hauptturm des kleinen Wachkastells, das der Drachenburg

wie ein zwergenwüchsiger Wächter vorgelagert war, bäumte sich Bruder Hayworthy plötzlich auf, als hätte er den Stich eines weißglühenden Dolches gespürt. »Um Gottes willen!!!« kreischte er, mit einer Stimme, die vor Entsetzen schier überschnappte. »Ruft die Männer zurück! RUFT SIE ZURÜCK!!!«

* * *

Es war schwer; unendlich schwer.

Im ersten Moment spürte ich nichts; nichts außer Kälte und der widerlichen Feuchtigkeit der gemauerten Wand in meinem Rücken, aber beides sehr viel intensiver, als normal gewesen wäre. Dann...

Es war, als erwache ich aus einem tiefen Schlaf und öffnete die Augen, aber wenn, dann tat ich es in einem Raum, der vollkommen finster war. Trotzdem hatte ich das Gefühl, nicht mehr in meiner Zelle zu sein, sondern...

irgendwo

gefangen und doch frei

eingesperrt in einen kerker aus unendlichkeit

gefesselt in einem netz das aus den stricken des Wahnsinns gewoben war und in dessen herzen die spinne einsamkeit hockte lauernd und gierig und mit gigantischen fängen

eine spinne mit necrons gesicht

Mit einem Schrei fuhr ich hoch und krachte erneut gegen die Decke. Diesmal spürte ich den Schmerz überdeutlich, und trotzdem genoß ich ihn beinahe, denn er holte mich endgültig in die Wirklichkeit zurück. Stöhnend sank ich zusammen, preßte die Hand gegen meinen schmerzenden Schädel und fühlte ein wenig Blut unter den Fingern. Gleichzeitig fuhr ich mir mit der anderen Hand immer und immer wieder durch das Gesicht. Ich wurde das Gefühl, mich besudelt zu haben, nicht los. Es war, als wäre das widerwärtige Netz Wirklichkeit gewesen, und ich glaubte die stinkenden klebrigen Fäden noch immer auf meiner Haut zu spüren. Und war da nicht ein leises, aber furchtbar widerwärtiges Rascheln und Raunen, dicht neben meinem linken Ohr? Und dann die Berührung von etwas Weichem, Dünnem, Flaumigem...

Ich mußte all meine Kraft aufbieten, um nicht abermals, und diesmal endgültig, dem Wahnsinn zu verfallen. Ich ballte die Fäuste, preßte die Kiefer so fest aufeinander, daß meine Zähne zu schmerzen begannen, und spannte jeden einzelnen Muskel in meinem Körper an, so fest ich nur konnte.

Es half.

Ganz langsam zogen sich die grauen Spinnweben aus meinem Geist zurück. Mein Herz hörte auf, wie ein außer Kontrolle geratenes Hammerwerk zu arbeiten, und die Geräusche, die ich hörte, waren jetzt nur noch das Rauschen meines eigenen Blutes und meine eigenen, schnellen Atemzüge. Länger als zehn Minuten saß ich so da, angespannt bis zum Zerreißen, aber wieder in der Wirklichkeit zurück, und je mehr sich mein aufgewühltes Inneres beruhigte, desto lauter wurde auch die dünne gehässige Stimme in meinen Gedanken, die mir zuflüsterte, daß ich mich – nicht unbedingt zum ersten Mal, seit ich die Rolle des Hauptdarstellers in dieser verrückten Geschichte übernommen hatte – wie ein kompletter Idiot benommen hatte.

Herr im Himmel, dies hier war Necrons Hauptquartier! Das Herz seiner Macht! Und er war ein Magier, dessen Macht ich mir nicht einmal im Traume vorzustellen vermochte!

Und ich hatte mir wirklich eingebildet, ihn mit meinen bescheidenen eigenen Fähigkeiten auf diesem Gebiet übertölpeln zu können! Ich! Wo es nicht einmal Shadow gelungen war, sich mit all der Kraft einer El-o-hym, die ihr zur Verfügung stand, aus seinem Griff zu befreien! Natürlich wußte Necron um meine und Shadows Fähigkeit, und ebenso natürlich hatte er Vorsorge getroffen, daß sie uns nichts nutzten. Er hatte mich ja sogar gewarnt, keinerlei Magie anzuwenden, solange ich sein »Gast« war. Wahrscheinlich, dachte ich düster, hatte ich Glück, daß ich überhaupt noch lebte.

Das Geräusch des Riegels riß mich endgültig in die Wirklichkeit zurück. Die Tür wurde geöffnet, und vor dem Hintergrund des düsterrot erleuchteten Ganges erschien der schwarze Schatten eines Drachenkriegers.

Ich stand auf, ehe der Mann in die Verlegenheit kam, mich aus meinem Gefängnis herauszerren zu müssen, duckte mich unter der niedrigen Tür hindurch und blickte das schwarzvermummte Gesicht vor mir fragend an. »Ist die Zeit schon vorüber?« fragte ich.

Ich hatte nicht ernsthaft damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen,

und ich bekam auch keine, aber zumindest verzichteten meine Bewacher diesmal darauf, mich mit Gewalt zwischen sich herzuschleifen. Einer von ihnen machte eine einladende Geste den Gang hinab, während der andere die leere Zelle hinter mir sorgsam wieder verriegelte. Dann gingen wir los.

Wir erreichten die Treppe, gingen durch einen weiteren, schier endlosen Gang und eine weitere, sehr steile Steintreppe hinauf, an deren oberen Ende eine Tür geöffnet wurde, als wir auf halber Höhe waren. Für einen Moment sah ich helles Kerzenlicht hinter der Öffnung, vor dem sich der Schatten eines weiteren Drachenkriegers wie ein drohender Schemen abzeichnete; dann schloß sich die Tür wieder, der Mann kam mit raschen Schritten auf uns zu und hob die Hand zum Gruß, als er zwei Stufen über uns war. Einer meiner Begleiter erwiderte die Bewegung.

Vielleicht hätte er es besser nicht getan, denn der Drachenkrieger packte seinen grüßend erhobenen Arm, verdrehte ihn mit einem ungeheuer schnellen, harten Ruck und versetztem seine Besitzer einen Stoß, der ihn zuerst gegen die Wand und dann kopfüber die Treppe hinunterstürzen ließ. Noch bevor er ihn richtig losgelassen hatte, fuhr er herum, trat dem anderen in den Leib und riß das Knie hoch, als der Mann sich krümmte. Der Krieger keuchte, prallte rücklings gegen die Wand, verharrte jedoch nur einen Sekundenbruchteil in dieser Stellung, ehe er sich hochrappelte und mit einem zornigen Knurren auf den Angreifer stürzte.

Das hieß – wenn ich ganz ehrlich sein soll, stürzte er wohl mehr über meinen ausgestreckten Fuß.

Diesmal fiel er wirklich. Er fand zwar mit erstaunlicher Behendigkeit auf den steil abfallenden Stufen Halt, aber der Angreifer gab ihm keine zweite Chance. Blitzschnell war er neben ihm, riß seinen Kopf in den Nacken und versetzte ihm einen Schlag gegen die Kehle. Ohne einen weiteren Laut stürzte der Mann nach hinten, kollerte ein Stückweit die Treppe hinab und blieb mit ausgebreiteten Armen liegen. In seinem schwarzen Gewand sah er aus wie eine vom Himmel gefallene Fledermaus.

Langsam wandte ich mich um. Ich wußte, wen ich vor mir hatte. Es gab nur einen Mann in dieser Festung, der die Kleidung eines Drachenkriegers trug und trotzdem auf meiner Seite stand. Und trotzdem gelang es mir nur mit Mühe, einen erfreuten Schrei zu unterdrücken, als der Schwarzgekleidete die Hand hob und das Tuch fortnahm, unter dem sich sein Gesicht verbarg.

»Shannon!« murmelte ich. »Du lebst!«

Fast kam ich mir bei diesen Worten selbst albern vor – und nicht unbedingt zu Unrecht – aber es war einfach das einzige, was ich im Moment hervorbringen konnte. Ich war beinahe gelähmt vor Freude und Erleichterung. Es war Gefühl, das sich nicht in Worte kleiden ließ, aber es war fast so intensiv wie das vom Tage zuvor, als ich Priscylla wiedergesehen hatte.

Und dem jungen Drachenkrieger schien es kein bißchen anders zu ergehen. Einen Moment lang blickte er mich auf seine unnachahmlich spöttische Art an, aber dann lachte er und streckte die Arme aus, und für endlose Augenblicke taten wir nichts anderes, als uns gegenseitig zu umarmen und auf die Schultern zu klopfen; zwei alte Freunde, die sich nach einer Ewigkeit wiedergesehen hatten.

Aber wie immer war Shannon derjenige von uns, der zuerst auf den Boden der Realität zurückfand. Entschlossen löste er sich aus meiner Umarmung, schob mich ein Stückweit von sich und deutete auf die beiden reglosen Gestalten am Fuße der Treppe. »Wir müssen hier weg, Robert«, sagte er. »Die beiden da waren nicht allein. Wenn Necron uns erwischt, wirst du dir wünschen, niemals geboren zu sein.«

Er drehte sich um, um die Treppe wieder hinaufzugehen, und zog mich dabei am Arm mit sich, aber ich blieb stehen und deutete in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren. »Die anderen, Shannon«, sagte ich. »Wir müssen zurück und Shadow, Priscylla und Sitting Bull befreien. Necron wird sich an ihnen rächen, wenn er meine Flucht bemerkt.«

Shannon blieb auch tatsächlich stehen, aber in seinem Blick war plötzlich etwas, das mir gar nicht gefiel. »Necron hat im Moment anderes zu tun«, sagte er ausweichend. »Und Priscylla ist ohnehin… nicht dort unten.«

Das unmerkliche Zögern in seinen Worten entging mir keineswegs. Ich hatte plötzlich das sichere Gefühl, daß Shannon in Wahrheit etwas ganz anderes hatte sagen wollen.

»Was soll das heißen?« fragte ich scharf.

Shannon sog hörbar die Luft ein. »Das soll heißen, daß sie nicht dort unten ist«, antwortete er unwillig. »Und um die anderen kümmern wir uns später. Und nun komm, zum Teufel! Ich kenne ein paar Verstecke, in denen wir sicher sind. Aber nur, wenn wir sie auch lebend erreichen.«

Diesmal widersprach ich nicht mehr.

* * *

Es war unmöglich. UN-MÖG-LICH! hämmerten Laguerres Gedanken, immer und immer wieder. Es war vollkommen unmöglich! Er hatte gehört, wie das Genick des Mannes gebrochen war, hatte gespürt, wie sich sein Körper in einem letzten entsetzlichen Krampf aufbäumte und dann urplötzlich erschlaffte, als das Leben aus ihm wich. Er war tot! TOT!

Aber er bewegte sich.

Langsam, mit seltsam ziellos wirkenden, umständlichen Bewegungen, stemmte er sich auf Hände und Knie hoch, taumelnd und fahrig (und tot), aber er bewegte sich.

Laguerre wich mit einem keuchenden Laut vor der entsetzlichen Erscheinung zurück, hob beide Hände wie schützend vor das Gesicht und schlug mit der Linken das Kreuzzeichen, ohne sich dessen auch nur bewußt zu werden. Seine Augen quollen vor Entsetzen fast aus den Augen, während er dem unglaublichen Schauspiel folgte.

Rings um ihn wich die Stille des Wüstenmorgens einem Chor überraschter Schreie und dann den Lauten eines rasch heftiger werdenden Kampfes, als plötzlich überall die Schatten lebendig zu werden begannen und Dutzende der schwarzvermummten Krieger über die überraschten Tempelherren herfielen, aber das registrierte Laguerre nur am Rand, mit einem Teil seines Bewußtseins, das wie durch ein Wunder noch zu rationalem Denken fähig, aber vollkommen machtlos über seinen Körper war. Für einen Moment spürte Laguerre den eisigen Griff des Wahnsinns in seinem Gehirn, als sich die Gestalt vor ihm vollends aufrichtete und ihr Schwert hob, noch immer mit diesen fahrigen, fürchterlichen Bewegungen.

Wie eine Marionette, deren Fäden durcheinandergeraten waren, dachte Laguerre entsetzt.

Taumelnd bewegte sich die Gestalt auf ihn zu, das Schwert nur halb erhoben, der Kopf pendelnd, als hätten die Muskeln nicht die Kraft, ihn allein zu halten – und dann sah Laguerre sein Gesicht!

Aus dem entsetzten Keuchen des Tempelritters wurde ein überschnappendes Kreischen, in dem nun wirklich der Wahnsinn

mitschwang.

Sein Angriff hatte das schwarze Tuch heruntergerissen, hinter dem sich das Gesicht des Kriegers bisher verborgen hatte – und was Laguerre dahinter sah, war nicht das Gesicht eines lebenden Menschen, sondern die grauenerregende Visage eines Mannes, der vielleicht schon vor Jahrzehnten gestorben war!

Dünne, wie ausgetrocknetes Pergament gerissene Haut spannte sich über den Knochen, so daß es viel mehr Ähnlichkeit mit einem Totenschädel hatte als mit den Zügen eines lebenden Menschen. Die Augen waren eingesunken, ausgetrocknet und zu zerknitterten, halb durchsichtigen Hautsäcken geworden, die wie trübe gewordene Glaskugeln haltlos in ihren Höhlen hin und her rollten, und aus dem Mund, der halb offen stand, hing ein zerfetzter Lappen, der einmal eine Zunge gewesen war.

Torkelnd kam die entsetzliche Kreatur näher und hob das Schwert, das sie – auch das sah Laguerre erst jetzt – mit einer fast bis auf das Skelett abgemagerten Totenhand führte. Und es war das Blitzen des tödlichen Stahles, das Laguerre wieder in die Wirklichkeit zurückriß.

Mit einem entsetzten Kreischen sprang er zurück, wich der niederpfeifenden Klinge im letzten Augenblick aus und trat nach der Waffenhand des Angreifers. Noch vor einer Minute hätte er damit sein Leben aufs Spiel gesetzt, denn der Mann (Mann???!) hätte zweifellos die Gelegenheit genutzt, seinen Fuß zu ergreifen und ihn zu Boden zu schleudern. Aber seine Reaktionen waren langsamer geworden, als müsse er sich erst von diesem zweiten Tod erholen, und Laguerres Fuß traf, zerbrach sein Handgelenk und schleuderte die Waffe davon.

Der lebende Tote wankte. Einen Moment lang suchte er mit weit ausgebreiteten Armen nach seiner Balance, dann fiel er nach hinten, prallte gegen einen Felsen und begann sich mühsam wieder in die Höhe zu stemmen. Laguerre schleuderte ihn mit einem Fußtritt zurück und versetzte ihm rasch hintereinander drei, vier harte Hiebe.

Das Ungeheuer gab nicht einmal einen Laut von sich, sondern versuchte sofort wieder, auf die Beine zu kommen. Wie sollte er einen Gegner töten, der längst nicht mehr lebte? dachte Laguerre verzweifelt.

In diesem Moment fiel sein Blick auf den Leichnam Devereaux', über den er gerade fast gestolpert wäre. Die Hand des jungen Bretonen lag noch auf dem Schwert, das zu ziehen ihm keine Zeit mehr geblieben

war.

Laguerre unterdrückte den Widerwillen, den der Anblick des enthaupteten Jungen in ihm wachrief, bückte sich blitzschnell und schloß die Hand um Devereaux' Schwert.

Er kam nicht einmal mehr dazu, es vollends aus der Scheide zu ziehen. Denn in diesem Moment bewegte Devereaux den Arm und schloß die Finger um Laguerres Handgelenk!

Der Tempelherr begann zu kreischen,

Die Töne, die aus seiner Kehle kamen, hatten nichts Menschliches mehr an sich. Aber er wehrte sich nicht mehr. Er versuchte nicht einmal mehr davonzulaufen, als sich Devereaux' schrecklicher, kopfloser Torso vor ihm aufrichtet und mit der anderen Hand nach seiner Kehle tastete...

* * *

»Das reicht«, flüsterte Shannon. »Wenn wir hier nicht sicher sind, dann nirgends.« Er drehte sich herum, sah mich einen Moment lang an – wieder mit seinem unvergleichlichen, spöttisch-freundschaftlichen Lächeln – wurde aber sofort wieder ernst und deutete mit einer befehlenden Geste auf die niedrige Tür, durch die wir die Höhle betreten hatten. Es war eine Höhle, keine Halle, eher einem Bergwerksstollen gleich als einem gemauerten Korridor. Wäre nicht ab und zu eine Tür oder eine roh aus dem Boden geschlagene Treppe dagewesen, hätte ich kaum mehr geglaubt, daß wir uns noch im Inneren eines von Menschenhand geschaffenen Bauwerkes befanden.

Aber auch so war ich mir nicht sicher, ob wir wirklich noch im Inneren von Necrons Drachenburg waren. Der Weg, den wir während der letzten halben Stunde genommen hatten, hatte fast ununterbrochen nach unten geführt. Wir mußten uns tief – sehr tief – unter den Grundmauern von Necrons bizarrem Hauptquartier aufhalten.

»Was ist das hier?« fragte ich. Meine Stimme zitterte vor Anstrengung. Ich war nicht unbedingt in Hochform, nach der strapaziösen Nacht, die hinter mir lag. Trotzdem registrierte ich, daß das Geräusch meiner Stimme nicht verklang, sondern als leises, lang nachhallendes Echo zurückgeworfen wurde. Jenseits der Mauer aus finsteren Schatten, die wenige Schritte hinter Shannon lag, mußte der Raum noch sehr viel

größer sein, als ich bisher angenommen hatte.

»Ein Teil der Anlage, von deren Existenz Necron nichts weiß«, antwortete Shannon, und fügte hinzu: »Wenigstens hoffe ich es.«

Die Art, in der er das Wort Anlage aussprach, ließ irgendwo tief in meinem Inneren eine Alarmglocke anschlagen, aber ich war viel zu erschöpft, um den Gedanken weiter zu verfolgen. »Und wenn nicht?« fragte ich.

»Dann ändert es auch nichts«, sagte Shannon ernst. »Er würde niemals hierher kommen.«

»Warum nicht?«

Shannon seufzte; auf jene ganz bestimmte Art, auf die man jemandem sagt, daß er einem gehörig auf die Nerven zu gehen beginnt. Aber er antwortete trotzdem, und wieder tat er es mit jenem sonderbaren Ernst, der mich schauern ließ, ohne daß ich wußte, warum.

»Weil er Angst davor hätte, Robert.« Er hob rasch die Hand, als ich eine weitere Frage stellen wollte, bewegte sich ein paar Schritte zurück und blieb wieder stehen. Erst jetzt fiel mir auf, wie abgehackt und fahrig seine Bewegungen waren: müde. Ja, das war es – er bewegte sich wie ein Mann, der am Ende seiner Kräfte angelangt war.

»Was ist passiert, Shannon?« fragte ich leise. »Ich meine – bevor du mich befreit hast. Wer hat dich geweckt?«

»Geweckt?« Shannon lächelte, aber es war ein sehr bitteres Lächeln. »Niemand, Robert. Ich war die ganze Zeit wach.« Er stockte. Sein Adamsapfel bewegte sich ruckartig auf und ab. Ich spürte, daß er mit aller Macht um seine Beherrschung kämpfte, als er weitersprach. »Necron hat sich einen kleinen Scherz ausgedacht, ganz für mich persönlich. Ich war...« Er machte eine schwer zu deutende Handbewegung »... paralysiert, würdest du es wohl nennen. Mein Körper war gelähmt. Aber ich war wach. Die ganze Zeit über.«

Seine Worte jagten mir eisigen Schauer über den Rücken. »Wie lange... war das?« fragte ich.

Shannon zuckte mit den Achseln. »Wochen... Monate... ich weiß es nicht. Sehr lange. Es war... nicht besonders angenehm. Aber ich habe dich nicht hier herunter gebracht, um dir mein Leid zu klagen, Robert. Wir haben Wichtigeres zu tun.« Er kam auf mich zu, ergriff mich am Arm und schob mich mit sanfter Gewalt zur Wand zurück, wo wir uns

beide im Schneidersitz niederließen. Erneut fiel mir auf, daß er ganz kurz in die Höhle zurücksah. Er war nervös.

Irgendwo hinter der schwarzen Wand aus Schatten schien etwas zu sein, was ihm Angst machte.

»Ich habe jedes Wort gehört, Robert«, begann er. »Als du mit Necron gesprochen hast. Du hast einen Moment ernsthaft überlegt, sein Angebot anzunehmen, nicht wahr?«

Jeden anderen Mann, der mir diese Frage gestellt hätte, hätte ich in diesem Moment belogen; allenfalls gar nicht geantwortet. Bei Shannon konnte ich es nicht. Lange Sekunden starrte ich ihn an, dann senkte ich den Blick, atmete tief und hörbar aus – und nickte. »Ja«, sagte ich, so leise, daß er das Wort kaum hörte, obwohl er unmittelbar neben mir saß.

»Obwohl du weißt, daß er dich betrogen hätte.« Es war keine Frage, sondern nur eine Feststellung. Und sie war auch frei von allem Vorwurf.

Wieder nickte ich, und plötzlich hob Shannon die Hand und berührte ganz leicht meine Schulter. »Du liebst dieses Mädchen sehr, nicht wahr?«

»Mehr als alles andere«, antwortete ich. »Mehr als diese ganze verdammte Welt, Shannon.«

»Mehr als Shadow?«

Ich starrte ihn an. »Mehr als – Ich brach ab, schüttelte einen Moment verwirrt den Kopf und wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. »Du weißt nicht, was du da sagst!« keuchte ich schließlich. »Shadow ist... sie ist kein Mensch, Shannon!«

Der junge Drachenkrieger machte eine Handbewegung, als wolle er meine Worte beiseitefegen. »Unsinn!« sagte er. »Sie ist tausendmal mehr Mensch, als du oder ich es je gewesen sind.«

»Sie ist eine El-o-hym!« antwortete ich, mühsam um meine Fassung kämpfend.

»Und?« Shannon lächelte, aber seine Augen blieben vollkommen ernst. »Was weißt du von diesem Volk, außer daß es existiert?«

»Nichts«, gestand ich. »Aber ich weiß, daß –

»Daß was?« unterbrach mich Shannon. Plötzlich schien er zornig zu werden. »Was weißt du wirklich?«

»Sie... sie ist ein Engel, Shannon«, sagte ich hilflos.

Shannon lachte meckernd. »Engel! Gut, du hast recht. Ihr Volk ist wirklich das Vorbild der biblischen Engel. Vor undenklichen Zeiten haben die El-o-hym Seite an Seite mit den Menschen gegen ihre gemeinsamen Feinde gekämpft. Aber das macht sie nicht zu einem Fabelwesen ohne irgendwelche Gefühle. Ganz im Gegenteil, Robert. Du weißt nichts. Alles, was du weißt, ist, daß diese Frau dich liebt, Robert, und das willst du nicht wahrhaben! Wenn du auch nur ahnen würdest, welches Opfer sie deinetwegen gebracht hat, würdest du anders reden.«

»Opfer?« Das Wort erschreckte mich mehr, als ich zugeben wollte.

»Wer, denkst du, hat mich befreit?« fauchte Shannon.

»Shadow?«

Er nickte. »Ja. Sie wußte, welches Risiko sie dabei einging, und sie hat es trotzdem getan. Aber nicht meinetwegen, Robert. Sie hat es getan, weil sie wußte, wie wichtig es für dich war. Und sie hat dafür bezahlt.«

»Sie hat... was?«

Shannon starrte mich an, schüttelte den Kopf und sah plötzlich weg. »Necron weiß, daß sie es war«, sagte er leise. »Und er hat sie bestraft. Auf seine ganz persönliche Art und Weise.«

»Aber... aber woher«, stammelte ich, brach ab, suchte einen Moment vergebens nach Worten und riß Shannon schließlich grob an der Schulter herum, so daß er mich ansehen mußte. »Das ist nicht wahr!« keuchte ich. »Necron hat mich vor die Wahl gestellt, ihm zu sagen, wer –

»Necron«, unterbrach mich Shannon, »ist ein Ungeheuer, das es liebt, grausame Spiele zu spielen. Ich dachte, du wüßtest das. Er hat es genossen, dich vor die Wahl zu stellen, eine der beiden Frauen zu retten und die andere zu vernichten. Aber als du vor seinem Thron knietest, hatte er Shadow längst –

Er sprach nicht weiter, aber das war vielleicht das Schlimmste.

»Was hat er ihr getan, Shannon?« fragte ich. Meine Stimme versagte mir fast den Dienst.

»Nichts, was wir jetzt noch ändern könnten«, antwortete Shannon ausweichend.

»Was hat er getan, Shannon?« flüsterte ich. »Hat er sie... getötet?«

Shannon schüttelte den Kopf. »Nein. Sie lebt noch. Ich weiß nicht, ob man eine El-o-hym überhaupt töten kann, Robert. Aber es gibt Dinge, die sind schlimmer als der Tod.« Er seufzte, fuhr sich mit beiden Händen durch das Gesicht und streifte meine Hand ab. »Wir können nichts für sie tun, Robert«, fuhr er in verändertem, gezwungen kaltem Ton fort. »Aber wir können etwas anderes tun.«

»Ja«, sagte ich zornig. »Hinaufgehen und diesem Ungeheuer endlich den Hals durchschneiden.«

Shannon lächelte, aber nur für eine Sekunde, dann wurde er sofort wieder ernst. »Das würde nicht viel nutzen, Robert«, sagte er.

Diesmal war ich wirklich sprachlos.

Shannon nickte, um seine eigenen Worte zu bestätigen. »Es ist nicht Necron, gegen den wir kämpfen.«

»Nicht... Necron?« stammelte ich.

»Natürlich ist es Necron«, sagte Shannon. »Aber er ist nur eine Marionette, an deren Fäden ein anderer zieht.«

Ich starrte ihn an. Für eine Sekunde mußte ich daran denken, daß Priscylla mir während ihres nächtlichen Besuches etwas Ähnliches erzählt hatte. Aber ich hatte es so wenig verstanden wie die geheimnisvollen Andeutungen des jungen Drachenkriegers jetzt.

»Necron zu töten, ja, selbst diese ganze Burg zu vernichten, würde nicht viel ändern, Robert«, fuhr Shannon fort. »Glaubst du wirklich, er wäre noch am Leben, wenn alles damit erledigt wäre?« Er lachte. Es klang böse. »Ich bin sein bester Schüler, Robert, vergiß das nicht. Er ist von seinen Kriegern umgeben, und diese Burg ist gespickt mit Fallen, aber wenn ich wirklich gewollt hätte, wäre ich an ihn herangekommen. Vermutlich hätte es mein eigenes Leben gekostet, aber ich hätte ihn erwischt, und bei Gott, ich hätte es getan. Aber es würde nichts nutzen. Du hättest allenfalls eine Atempause gewonnen, nach der alles nur noch viel schlimmer geworden wäre. Er ist nur eine

Marionette. Er weiß es vielleicht nicht einmal selbst, aber an den Fäden, an denen er hängt, zieht längst ein sehr viel Mächtigerer.«

»Und wer?« fragte ich.

Shannon stand auf und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Mauer aus dräuenden Schatten vor uns.

»Komm mit«, sagte er.

Der Weg war nicht sehr weit. Und die Wand aus Schwärze – von der ich nun sehr sicher war, daß es sich nicht nur um Dunkelheit handelte – wich im gleichen Maße vor uns zurück, in der wir uns ihr näherten. Aber schon nach kurzer Zeit tauchte etwas anderes, viel Finstereres vor uns auf, etwas, das nicht vor uns zurückwich, sondern im Gegenteil immer größer und größer wurde, bis es sich schließlich als eine Art See entpuppte, der den allergrößten Teil der Höhle einzunehmen schien, denn seine Ufer verloren sich rechts und links in wogender Finsternis.

Zwei Schritte vor seinem Ufer blieben wir stehen. Er enthielt kein Wasser, sondern eine schwarze, zäh aussehende Substanz, die mich irgendwie an einen Sumpf erinnerte, und von der ein entsetzlicher Gestank emporstieg.

Ich wollte mich weiter nähern, aber Shannon hielt mich mit einer raschen, warnenden Handbewegung zurück und schüttelte zusätzlich den Kopf.

»Was ist das?« fragte ich verwirrt.

»Unser Feind, Robert«, antwortete Shannon leise. »Shub-Niggurath.«

* * *

»Er wacht auf.« De la Croix' Stimme zitterte vor Erregung. Der schwarzhaarige Franzose war bleich geworden, während er neben Hayworthy niedergekniet und ihn mit raschen, kundigen Bewegungen untersucht hatte. Seine Hände zitterten. Zum ersten Male, seit Balestrano ihn kannte, sah er wirkliche Angst in seinem Blick. Er hatte nicht gewußt, daß De la Croix und der kleinwüchsige Schotte sich so nahe standen. Der dünne, brennende Schmerz in seinem Herzen wurde heftiger.

Rasch wandte er den Blick, kniete neben dem War-Master nieder und ergriff Hayworthys Hand, als dieser sich unruhig zu bewegen begann. Die Lippen des grauhaarigen Schotten formulierten Worte; sinnlose Fetzen zuerst, dann klare, aber zusammenhanglose Worte. Dann, ganz plötzlich, öffnete Hayworthy die Augen, und sein Blick war klar.

Aber Balestrano las ein Entsetzen darin, das die Grenzen dessen überstieg, was er sich bisher hatte vorstellen können.

»Sie sind tot, Bruder Jean«, flüsterte Hayworthy. »Sie... sie sind alle tot.«

»Tot?« Balestrano tauschte einen raschen Blick mit von Schmid, der auf der anderen Seite niedergekniet war, aber der Herzog zuckte nur fast unmerklich die Achseln.

»Wovon sprichst du, Bruder Rupert?« fragte Balestrano geduldig. »Was ist geschehen?«

Hayworthy schluckte, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und richtete sich auf. In seinem Blick spiegelte sich ein mildes Erstaunen, als begriffe er nicht ganz, wieso er ausgestreckt auf dem Boden lag und die anderen ihn so besorgt ansahen.

»Du hast plötzlich geschrien«, sagte Balestrano, der die Frage in seinem Blick erkannte. »Und dann hast du die Besinnung verloren. Aber nicht für lange. Was hast du damit gemeint – sie sind alle tot?«

Hayworthy fuhr unter seinen Worten zusammen wie unter einem Hieb. »Die Männer«, murmelte er. »Die... die Krieger, die wir hinuntergeschickt haben. Sie sind tot.«

»Tot?« Von Schmid keuchte. »Was soll das heißen?«

»Es war eine Falle«, murmelte Hayworthy. »Ich habe es gespürt, aber es... es war zu spät.«

»Was soll das bedeuten, Bruder Rupert?« fragte Balestrano streng. »Sprich nicht in Rätseln. Was ist dort unten geschehen?«

Hayworthy blickte ihn an. Seine Augen waren weit vor Schrecken. »Ich weiß es nicht, Bruder«, sagte er. »Ich... ich spürte, daß etwas geschah, etwas Schreckliches, aber dann... dann griff irgend etwas nach meinem Geist, und... und...« Seine Stimme versagte, als triebe ihn allein die Erinnerung an das, was er erlebt hatte, wieder an den Rand eines Zusammenbruchs. »Aber ich fühle, daß sie alle tot sind.

Keiner ist entkommen«, fuhr er nach einer kurzen Atempause fort. »Irgend etwas Entsetzliches ist dort unten geschehen, Bruder Jean.«

»Wir müssen nachsehen, was er meint«, sagte van Velden plötzlich.

»Nein!« Hayworthy schrie fast. »Nicht noch mehr. Schickt niemanden mehr hinunter, ich beschwöre euch! Keiner würde zurückkommen.«

»Zum Teufel, was sollen wir sonst tun?« fragte von Schmid ärgerlich. »Hier sitzen und abwarten, bis uns dasselbe zustößt wie diesen Männern?«

»Geht nicht hinunter!« stammelte Hayworthy. »Es... es wäre Mord. Schlimmer.«

»Gut!« sagte von Schmid entschlossen. »Dann sehe ich nach. Auf meine Weise.«

»Das verbiete ich«, sagte Balestrano rasch. »Wir dürfen Necron nicht verraten, über welche Möglichkeiten wir verfügen, das wißt ihr alle. Wir müssen –

»Er weiß es längst«, sagte Hayworthy leise.

Balestrano erstarrte. »Was... hast du gesagt?« murmelte er.

Hayworthy blickte ihn an, nickte fast unmerklich und sagte noch einmal: »Er weiß es längst, Bruder Jean. Ich... ich habe es gefühlt, als dieses Etwas mich streifte. Es war... es war wie höhnisches Gelächter. Er weiß alles. Und er wartet auf uns.« Er lächelte nervös, stand vorsichtig auf und stützte sich rasch an der Tischkante ab, als seine Kräfte abermals zu versagen drohten. Er war bleich wie ein Toter. Sein Atem ging schnell. »Gebt Bruder Botho die Erlaubnis, zu tun, was er vorschlug«, sagte er leise. »Es ist die einzige Möglichkeit. Wir müssen wissen, was dort unten auf uns lauert.«

Balestrano zögerte noch immer. Er wußte, daß Hayworthy nur zu recht hatte – sie waren der Drachenburg so nahe wie vermutlich noch kein Feind jemals zuvor, erst recht kein feindliches Heer – aber zwischen ihnen und der Burg lagen noch immer gute anderthalb Meilen. Selbst wenn die Besatzer der Burg nicht über magische Kräfte geboten hätten, hätten sie es sich einfach nicht leisten können, eine unbekannte Gefahr im Rücken zu haben, während sie versuchten, ihre gewaltigen Mauern zu stürmen.

Aber nur ein Fehler, dachte er, ein einziger, dummer Fehler, und alles

war verloren.

Er hatte niemals im Ernst daran gedacht, diese Alptraumburg, die wie ein steinernes Krebsgeschwür über ihnen auf dem Gipfel des Berges hockte, nur mit Hilfe der fünfhundert Männer in seiner Begleitung erobern zu können. Dazu hätten nicht einmal fünfhunderttausend Männer gereicht. Seine wahre Waffe, das waren André de la Croix, Nies van Velden, Botho von Schmid und Rupert Hayworthy, die vier Master des Templer-Ordens. Sie und ihre übersinnlichen Kräfte – oder das, wozu er sie gemacht hatte. Wenn Necron von ihnen erfuhr, ehe sie ihre wahre Macht einsetzen konnten, dann war alles verloren, bevor es wirklich begonnen hatte.

Aber wenn sie die Burg angriffen und plötzlich hinter ihrem Rücken tausend oder zweitausend von Necrons schwarzen Mördern auftauchten, war es auch aus.

Es war zum Verzweifeln, dachte Balestrano. Was er auch tat – es war falsch!

»Gut«, sagte er schließlich. »Ich gebe dir die Erlaubnis, Bruder Botho. Aber ich flehe dich an – sei vorsichtig.«

Von Schmid lächelte. »Ich werde lautlos sein wie ein Fliege«, sagte er.

Im ersten Moment verstand Balestrano nicht, was von Schmid überhaupt meinte, aber dann folgte er dem Blick des deutschen Herzogs und gewahrte einen kleinen schwarzen Punkt, der dicht neben dem Fenster an der Wand klebte. Keiner von ihnen hatte das winzige Tierchen bisher auch nur bemerkt. Keiner außer von Schmid.

»Eure Hände, Brüder«, sagte von Schmid. »Bildet einen Kreis.«

Sie gehorchten. Balestrano ergriff die Hände van Veldens und Bruder Andrés, und nach kurzem Zögern reihte sich auch Hayworthy in den noch offenen Kreis ein und ergriff die gewaltige Pranke von Schmids.

»Jetzt schließt die Augen«, sagte von Schmid leise. »Und öffnet euren Geist. Und keine Furcht.«

Balestrano schloß gehorsam die Augen.

Im ersten Moment sah er nichts als Dunkelheit, und dann –

dann war das Zimmer wieder da, aber aus einem vollkommen fremden, schwindelerregenden Blickwinkel und zu ungeheurer Größe

explodiert, zersplittert in tausende und abertausende einzelner kleiner Bilder, die sich zu einem verwirrenden Kaleidoskop bizarrer Farben und Formen zusammenfügten. Er sah sich selbst und die anderen, wie sie dastanden, sich an den Händen haltend und einen Kreis bildend, zu absurder Größe aufgeblasene Ungeheuer, häßlicher als alles, was er jemals zuvor erblickt hätte, den Tisch, groß wie ein Berg und mit einer zerklüfteten Platte. Dann kippte das ganze Bild nach rechts, begann zu torkeln und auf und ab zu hüpfen und war plötzlich verschwunden, als die Welt rings um ihn herum in einem unglaublich intensiven, blauroten Licht zu erstrahlen begann.

Mit dem winzigen Rest seines Bewußtseins, das noch zu klarem Denken fähig war, begriff Balestrano, daß die Fliege, durch deren Augen sie alle sahen, sich von ihrem Platz am Fenster gelöst und – von Schmids Willen gehorchend – hinaus geflogen war.

Das Kastell stürzte unter ihnen in die Tiefe, eine gigantische schwarze Masse, zu groß, als daß er Einzelheiten erkennen konnte. Wind ergriff die Fliege und brachte sie von ihrem eingeschlagenen Kurs ab, bedrohlich nahe an einen der gewaltigen schwarzen Türme heran. Aber von Schmids Willen lenkte das Tier sicher über das Hindernis hinweg und in einem weit geschwungenen Bogen hinab, zum Fuß des Berges und auf seine andere Seite.

Es dauerte lange, bis das winzige Insekt den Berg zur Hälfte umrundet hatte, sicherlich eine halbe Stunde, wenn nicht mehr, aber das vermochte Balestrano nicht zu beurteilen, denn auch sein Zeitgefühl war nicht mehr das eines Menschen. Überhaupt fiel es ihm immer schwerer, sich gegen die Woge dunkler, animalischer Impulse zu wehren, die aus dem geknechteten Bewußtsein des Tieres in seinen Geist fließen wollte. Es war kein wirkliches Denken. Das Tier hatte kein Bewußtsein wie ein Mensch oder ein höher entwickeltes Säugetier. Statt dessen war da ein düsterer Sumpf aus Instinkten und angeborenem Wissen, ein quälender, niemals ganz zu stillender Hunger und andere, Balestrano vollkommen fremde – und erschreckende! – Gefühle.

Es war nicht einmal besonders unangenehm.

Und es war verlockend. Der Wunsch, sich fallen zu lassen, alles zu vergessen und mit dem vor Energie und Lebenskraft pulsierenden Geist des Tieres ein für allemal zu verschmelzen, wurde immer stärker. Balestrano hatte plötzlich eine schwache Ahnung davon, welch ungeheure Willenskraft es von Schmid immer wieder abverlangte, dieser Verlockung zu widerstehen.

Dann waren sie um den Berg herum, und was sie durch die Augen der Fliege sahen, ließ Balestrano alles andere vergessen.

Die Krieger waren da, aber sie waren nicht allein.

Und sie waren auch nicht tot.

In einer langgezogenen, leicht schwankenden Kette bewegten sie sich am Fuße des Berges entlang, den Weg zurück, den sie gekommen waren. Und bei ihnen war eine ungefähr gleichgroße Anzahl von Necrons schwarzgekleideten Drachenkriegern. Und auch sie waren ganz und gar nicht tot.

Jedenfalls war es das, was Balestrano im ersten Moment dachte...

Dann kam die stumme Prozession näher, scheinbar betrunken auf und ab hüpfend durch den torkelnden Flug der Fliege, und was Balestrano und die anderen sahen, ließ ihre Herzen vor Entsetzen stocken.

Viele der Männer waren verletzt. Die weißen Kriegsgewänder der Tempelritter, in die sie gekleidet waren, waren rot von ihrem Blut. Manchen von ihnen fehlten Hände oder Arme.

Ein paar hatten keine Köpfe mehr.

Aber sie bewegten sich weiter.

Stur und unaufhaltsam, wie eine Prozession von Sarim des Laurecs gräßlichen lebensgroßen Puppen, marschierten sie um den Berg herum, begleitet von einer Hundertschaft schwarzvermummter Gestalten, ebenso tot wie sie, und auf ebenso entsetzliche Weise sich weiter bewegend. Es war wie eine gräßliche Verhöhnung des Lebens selbst.

Balestrano öffnete mit einem Schrei die Augen und taumelte zurück.

Seine Bewegung zerbrach den Kreis. Auch die vier anderen torkelten auseinander, und selbst Bruder von Schmid wankte, prallte gegen die Wand und blieb einen Moment keuchend und um Atem ringend stehen. Auf seiner Stirn perlte Schweiß.

»Satan!« stammelte Hayworthy. »Das... das ist das Werk Satans. Die Toten erheben sich.«

»Nicht Satan, Bruder«, murmelte Balestrano. Es fiel ihm schwer, zu sprechen. Obgleich er den entsetzlichen Anblick nur durch die

fremden Augen der Fliege gesehen hatte, in falschen Farben und auf unbeschreibliche Weise verzerrt und entstellt, wurde er ihn nicht mehr los. Aber plötzlich war er fast dankbar, das Bild nicht auf die gewohnte Weise gesehen zu haben. Hätte er es mit eigenen Augen und in aller Klarheit erblickt, hätte es ihn vielleicht um den Verstand gebracht.

Für lange, sehr lange Zeit sagte keiner von ihnen ein Wort. Sie alle schwiegen, starrten aus weit aufgerissenen Augen vor sich hin und versuchten auf die eine oder andere Weise mit dem Entsetzlichen fertig zu werden, das sie gesehen hatten. Und schließlich war es wieder Bruder Balestrano, der das lähmende Schweigen brach.

»Sie werden uns angreifen«, murmelte er. »Wie lange werden sie brauchen, um hier zu sein?«

Die Frage galt Bruder Hayworthy, aber wie schon zuvor dauerte es Sekunden, bis der War-Master überhaupt begriff, daß er angesprochen wurde. »Eine Stunde«, sagte er nervös. »Vielleicht zwei. Sie... sind nicht sehr schnell.«

»Zwei Stunden.« Balestrano seufzte. Es klang wie ein unterdrückter Schmerzlaut. »Zu wenig. Viel zu wenig.«

»Dann vernichten wir sie«, sagte van Velden hart. »Jetzt haben wir keine Wahl mehr.«

Ja, dachte Balestrano. Und wahrscheinlich ist es ganz genau das, was Necron von uns erwartet.

Trotzdem nickte er nach einem abermaligen, kurzem Zögern.

André de la Croix und Nies van Velden wandten sich schweigend um und verließen den Raum.

* * *

»Es beginnt«, sagte das Mädchen.

Der alte Mann nickte. Im düsteren Licht der glühenden Kohlebecken sah sein Gesicht aus, als wäre es mit halb geronnenem Blut eingerieben. Die Falten darin schienen tiefe, klaffende Wunden geworden zu sein, und in seinen Augen lag ein unheimlicher, lodernder Glanz. Beinahe liebkosend strichen seine dürren Finger über

die Seiten des gewaltigen Buches, das auf dem kleinen Tischchen vor ihm lag.

»Ja, mein Kind«, sagte er. »Es beginnt. Jetzt tu, was ich dir gezeigt habe. Und mache es gut. Der Einsatz ist hoch.«

»Ich weiß, Herr«, sagte Priscylla.

* * *

Ich muß wohl länger als fünf Minuten wie versteinert dagestanden haben, und ich weiß bis zum heutigen Tage nicht, was ich in diesem Moment dachte – wenn ich überhaupt irgend etwas dachte – denn das nächste, woran ich mich erinnerte, war Shannons Hand, die ziemlich unsanft an meiner Schulter rüttelte, und seine Stimme, die immer wieder meinen Namen rief. So mühsam, als müsse ich gegen unsichtbare Stricke ankämpfen, wandte ich mich von der entsetzlichen schwarzen Masse vor unseren Füßen ab, setzte dazu an, etwas zu sagen, brachte aber nur einen unverständlichen würgenden Ton hervor und schüttelte ein paarmal den Kopf.

»Alles in Ordnung?« fragte Shannon besorgt.

Ich nickte – was eine glatte Lüge war, atmete tief ein und spürte plötzlich Übelkeit in mir aufsteigen. Shub-Niggurath. DAS TIER. Die schreckliche schwarze Ziege mit den tausend Jungen. Das war alles, woran ich denken konnte. Immer und immer wieder.

»Aber es ist unmöglich«, flüsterte ich schließlich. »Ich habe ihn... vernichtet. Er ist tot!«

»Diese Wesen kennen keinen Tod«, antwortete Shannon sehr ernst. »Was du zerstört hast, war eine seiner Inkarnationen, so wie auch dies nur einer von zahllosen Körpern ist, deren er sich bedient. Du selbst hast sein Entstehen miterlebt, damals auf dem kleinen Friedhof von St. Aimes.«

(Damals in dieser kleinen Trilogie von St. Aimes, Der Hexer 9, 10 und 11)

»Aber es ist doch alles nicht geschehen!« keuchte ich. »Das Zeitparadoxon

Shannon brachte mich mit einem leisen, spöttischen Lachen zum

Verstummen. »Du bist ein Narr, Robert«, sagte er. »Glaubst du, diese Wesen wüßten keine Wege, die Gesetze von Logik und Zeit zu umgehen?«

»Dann ist er also doch erwacht«, murmelte ich matt. Alles erschien mir plötzlich so sinnlos. Alles, was ich getan, all die Gefahren und Entbehrungen, die ich überstanden hatte, all die entsetzlichen Dinge, die ich mitangesehen und die Unschuldigen widerfahren waren, waren vollkommen sinnlos gewesen. Das Ungeheuer lebte. Und es hätte sich wahrscheinlich über meine albernen Anstrengungen schwarz gelacht – wenn es das nicht schon gewesen wäre.

Shannon ergriff mich abermals bei der Schulter und schüttelte mich. »Robert – hör mir zu!« sagte er beschwörend. »Wir haben nicht mehr viel Zeit!«

Ich nickte, aber es war nur ein bloßer Reflex auf den Klang seiner Stimme, keine wirkliche Antwort. Trotzdem fragte ich:

»Können wir es vernichten?«

»Diesen Körper? Selbstverständlich«, antwortete Shannon, und fügte hinzu: »Wir könnten es beispielsweise verbrennen. Oder die Ausgänge dieser Höhle verstopfen, so daß es erstickt. Es ist lebende Materie. Es muß atmen. Aber es würde nichts nutzen.«

Seine Worte versetzten mich jäh in Zorn, der wahrscheinlich nichts als eine Schutzreaktion meines Geistes war, damit ich nicht vollends den Verstand verlor.

»Wie bitte?« keuchte ich. »Es würde nichts nutzen? So wie bei Necron? Oder –

»Robert, bitte!« sagte Shannon scharf. »Ich will es dir ja erklären. Hör mir zu. Hör mir nur eine Minute zu.«

Ich nickte, trat einen halben Schritt zurück und blickte wieder auf die schwarzglänzende Masse zu meinen Füßen herab. Es war ein unbeschreiblich widerwärtiger Anblick – ein glatter, mattglänzender Spiegel, der nur auf den ersten Blick leblos zu sein schien. Sah man genauer hin, gewahrte man ein ganz sanftes Pulsieren und Beben, ein Zucken wie von einem riesigen fauligen Organ, das sich dicht unter der Oberfläche dieser Alptraummasse verbarg.

»Das hier«, begann Shannon, »ist nichts als Protoplasma. Ein Teil Shub-Niggураths; ein wichtiger, aber doch ersetzbarer. Im Augenblick

ist es nichts als eine gewaltige Masse lebender, aber gehirnloser Zellen.«

»Es hat sich geteilt«, murmelte ich.

Shannon nickte. »Ja. Es teilt sich unentwegt. Das ist Shub-Niggураths größte Waffe. Es ist verwundbar, vielleicht als einziger der GROSSEN ALTEN, aber eine einzige Zelle reicht, daraus ein neues Wesen entstehen zu lassen. Daher hat er seinen Namen. Er wurde unzählige Male vernichtet, und er hat sich unzählige Male wieder erneuert. Wenn es Necron gelingt, die SIEBEN SIEGEL zu vereinen, dann werden aus diesem Plasmasee die Körper der GROSSEN ALTEN entstehen, in die ihr befreiter Geist fahren kann.« Er seufzte. »Aber es würde nichts nutzen, ihn zu vernichten.«

Ich sah ihn fragend an, und wieder huschte ein fast wehleidiges Lächeln über Shannons Züge. »Es ist so schwer zu verstehen«, murmelte er hilflos. »Ich weiß auch nicht viel; nicht mehr, als Necron mir verraten hat, und das war wenig genug, selbst als er mir noch vertraute. Das hier – Er wies auf den See. » ist nicht mehr als vergängliche Materie. Aber es gibt eine...«, er suchte nach Worten, »... eine Art Mutterzelle. Ein Stück des wirklichen Ungeheuers, das irgendwo verborgen ist.«

»Irgendwo?«

Shannon zuckte mit den Achseln. »Hier, in der Burg, in einer anderen Stadt – vielleicht am anderen Ende der Welt. Es muß hierherkommen, um die Wiedererweckung zu vollziehen, aber ich glaube nicht, daß es jetzt hier ist. Du hast den GROSSEN ALTEN schon zu sehr geschadet, als daß sie nicht wüßten, wie gefährlich du bist. Es wird sich verbergen, bis der entscheidende Moment gekommen ist.«

»Ich verstehe«, antwortete ich düster. »Und wenn wir das hier vernichten, dann wird es irgendwo neu entstehen.«

Shannon nickte. »Ich fürchte ja. Deshalb wäre es nicht nur sinnlos, sondern auch gefährlich, es zu zerstören. Außerdem würde es Necron verraten, wo wir sind.«

»Warum hast du mich dann hierher gebracht?« fragte ich zornig. »Während wir hier herumstehen, ist Necron vielleicht damit beschäftigt, Priscylla auch noch zu töten.«

»Das wird er ganz bestimmt nicht tun, Robert«, antwortete Shannon. »Und ich habe dich aus einem ganz bestimmten Grund hierher

geführt. Ich möchte dir etwas zeigen.«

Etwas in seiner Stimme ließ mich alarmiert aufsehen. Etwas, das mir ganz und gar nicht gefiel. »Und was?« fragte ich.

»Dies hier«, antwortete Shannon. Und damit ergriff er meine Hand, so schnell, daß ich keine Gelegenheit mehr fand, mich zu widersetzen.

Und ich sah.

Es war genau wie die Male zuvor, als ich durch Shannons Augen geblickt hatte. Die Welt kippte um, aus Weiß wurde Schwarz, aus Dunkel Helligkeit, alle Farben waren fort, aber statt ihrer vermochte ich andere Dinge zu sehen, Dinge, die dem normalen menschlichen Auge auf immer verborgen bleiben: die pulsierenden Energielinien des komplizierten Gefüges, das das Universum zusammenhält, und die düsteren, spinnwebartigen Linien magischer Ströme, an denen sich Shannon zu orientieren vermochte.

Aber diesmal war es schlimmer als je zuvor.

Die Halle war durchzogen von Strängen schwarzer, auf entsetzliche Weise pulsierender Stränge, einem irrsinnigen Spinnennetz gleich, aus tausenden und abertausenden einzelner Stränge geflochten.

Und sie alle endeten in dem gewaltigen schwarzen Protoplasmasee zu unseren Füßen.

»Sieh!« sagte Shannon.

Gehorsam hob ich den Blick und starrte den zuckenden dünnen Energietentakel an, auf den seine ausgestreckte Hand deutete.

Es war, als würde mein Blick von ihm aufgesogen. Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Es war wie ein Sturmwind, der mich packte und mit sich riß, in einer rasenden, unglaublich schnellen Fahrt, wie auf einer außer Kontrolle geratenen Bergwerkslore.

(Siehe: Indiana Jones und der Tempel des Todes)

Die Halle sackte unter mir weg, dann war ich plötzlich wieder in einem anderen Teil der Burg, durchquerte Räume und Hallen und Gänge – und dann stand Necron unter mir.

Und neben ihm –

Der Anblick war so entsetzlich, daß ich aufschrie und mich mit aller

Gewalt aus Shannons Griff losriß. Ich taumelte zurück und wäre um ein Haar in die schwarze Gallertmasse gestürzt. Shannon wollte mir aufhelfen, aber ich schlug seine Hand beiseite, schrie abermals wie unter Schmerzen auf und krümmte mich am Boden.

Das kann nicht sein! hämmerten meine Gedanken. Es durfte nicht wahr sein! Nicht nach allem, was geschehen war.

Und trotzdem wußte ich, daß es so war. Das Bild, das ich gesehen hatte, entsprach der Realität.

Necron.

Necron, der hoch aufgerichtet in einer winzigen Kammer stand, neben einem Tisch, auf dem ein aufgeschlagenes Exemplar des NECRONOMICON lag.

Necron, der neben Priscylla stand, die Hand in einer fast väterlichen Geste auf ihre Schulter gelegt.

Aber das war nicht das Entsetzlichste gewesen. Ich hätte es ertragen, wäre es nur das.

Ich hätte es auch noch ertragen, Priscylla in diesem wahnsinnigmachenden Buch lesen und dabei gräßliche, stimmbandverdrehende Worte flüstern zu hören, denn ich hätte mir immer noch einreden können, daß es letztlich Necrons Magie war, die ihren Willen beherrschte.

All das hätte ich ertragen können.

Aber ich hatte noch mehr gesehen.

Ein Netz normalerweise unsichtbarer schwarzer Energielinien, das aus Boden, Decke und Wänden der kleinen Kammer drang, und an einer Stelle dicht unter Priscyllas Herzen in ihren Körper eindrang!!!

* * *

Die Spitze der entsetzlichen Kolonne lebender Toter war noch eine gute Meile entfernt, aber die klare Luft über der Wüste ließ den Eindruck entstehen, es wären nurmehr wenige Dutzend Schritte. Jetzt, als es vollends hell geworden war, war es wirklich heiß, und die Luft flimmerte wie durchsichtiges Wasser, was den taumelnden Gang der Untoten noch schlimmer aussehen ließ. Ein Geruch wie nach heißem

Stein wehte aus der Wüste herüber, aber in van Veldens Phantasie wurde er zum Gestank verwesenden menschlichen Fleisches, so, wie das Raunen und Wispern des Windes in seinen Ohren zu schrecklichen, feuchten Schritten wurde. Es kostete ihn all seine Kraft, die Vorstellung abzuschütteln und sich auf die bevorstehende Aufgabe zu konzentrieren.

»Irgend etwas stimmt nicht«, murmelte de la Croix neben ihm.

Van Velden riß sich mühsam von dem entsetzlichen Anblick los und blickte zu dem schwarzhaarigen Storm-Master des Templer-Ordens hinüber. Sie standen auf zwei dicht nebeneinanderliegenden Felsbuckeln im Schatten des Berges. Wie zwei Feldherren, dachte er spöttisch, die ihre Heere beobachteten.

Aber so falsch war dieser Vergleich nicht einmal. Nur daß ihre Armeen unsichtbar waren, und die Schlacht, in die sie sie schickten, nahezu lautlos.

»Was meinst du?« fragte er mit einiger Verspätung.

De la Croix antwortete nicht sofort, sondern hob statt dessen in einer hilflosen Geste die Schultern und blickte einen Moment aus zusammengekniffenen Augen zur Burg hinauf, die wie eine häßliche Stachelkrone auf dem Berg hockte. Auch das war etwas, was keiner von ihnen verstand – ganz gleich, von wo aus, und ganz gleich, aus welchem Blickwinkel: Necrons Burg war immer zu sehen.

Aber vielleicht war es auch umgekehrt.

Vielleicht gab es nirgendwo einen Punkt, der von der Burg aus nicht zu überblicken war. Er schauderte. Trotz der erdrückenden Hitze, die der Tag gebracht hatte, fror er mit einem Male.

»Wahrscheinlich ist es nichts«, antwortete de la Croix. »Wahrscheinlich macht mich nur diese verfluchte Burg nervös.«

Van Velden nickte. »Laß uns anfangen«, sagte er. Eine Sekunde lang blickten die beiden ungleichen Männer sich noch an, dann wandten sie sich um und sahen in die Wüste hinaus, dem allmählich näherrückenden Heer der lebenden Toten entgegen.

Ganz langsam hoben Nies van Velden und André de la Croix die Hände, bis sie in einer fast absurden Haltung dastanden, mit ausgestreckten Armen, weit gespreizten Händen, die Augen geschlossen und jeden Muskel im Körper verkrampft. Ein Ausdruck

höchster Konzentration erschien auf ihren Gesichtern. Ihre Lippen begannen Worte zu murmeln, die nur sie kannten und nur sie kennen durften, und ihrer beider Geist tat Dinge dazu, die unaussprechlich waren.

Nichts geschah.

Der Wind heulte weiter, die Sonne brannte unverändert vom Himmel, und das Heer der lebendigen Toten kam näher. Vielleicht nahm der Wind ein bißchen zu, aber wenn, dann bemerkten es die Kreaturen nicht einmal, denn das, was anstelle eines Bewußtseins in ihren Schädeln war, hatte nur Platz für wenige, grausame Gedanken. Sie waren tot, und sie waren gerufen worden, um ihrerseits zu töten.

Keinem von ihnen fiel auf, daß sich das Heulen des Windes ein wenig änderte. Daß die Wüste mit einem Male auf schwer in Worte zu fassende Weise anders war.

Dann stolperte der Mann an der Spitze.

Sein Fuß, zu einem mühsamen schleppenden Schritt erhoben, senkte sich wieder auf den Sand, aber er fand plötzlich keinen Widerstand mehr, sondern sank weiter ein, versank wie in körnig geronnenem Wasser bis über die Knöchel, die Wade, schließlich bis ans Knie. Der Templer fiel nach vorne, mit beiden Händen Halt suchend, aber auch seine Arme versanken. Der Sand teilte sich unter ihm, brodelte und kochte einen Moment – und verschlang ihn.

Unbeeindruckt marschierten die hinter ihm Gehenden weiter. Ein zweiter Mann begann zu versinken, dann ein dritter, vierter. Aber sie marschierten weiter, unbeeindruckt, wie seelenlose Maschinen, stiegen über die versinkenden Körper der anderen hinweg und marschierten weiter. Und die, die bereits eingesunken waren, versuchten sich wieder auszugraben, wühlten mit rissigen Händen wie große bizarre Tiere im Sand, plumpe Schwimmbewegungen vollführend, tot, nicht mehr in der Lage, noch einmal zu sterben, immun gegen den erstickenden Sand.

Der Vormarsch der Alptraumarmee kam ein wenig ins Stocken, aber bald war die Grube mit Treibsand, die sich so jäh gebildet hatte, gefüllt, und der höllische Marsch ging weiter. Die Kette aus Leibern war jetzt zerbrochen, aber das änderte nichts.

Die beiden Master sahen den Ungeheuern ruhig entgegen. Keiner von ihnen war überrascht von dem, was geschehen war. Sie hatten gewußt, daß es schwer werden würde; die Wesen, gegen die sie

kämpften, waren keine sterblichen Gegner. Aber die Kraft der beiden Tempelherren war noch lange nicht erschöpft.

Wieder war es beinahe unmerklich; zuerst.

Eine große, auf sonderbare Weise schwerfällige Bewegung lief durch die Wüste, ein mühsames Zucken wie von einem ungeheuerlichen Körper, der sich in Krämpfen wand. Sehr weit von dem Berg und der Totenarmee entfernt rutschte eine Düne zusammen, eine andere explodierte, wie von einer lautlosen Gewalt auseinandergerissen, dann ging ein sanftes, aber lang anhaltendes Beben durch die Wüste. Sand begann zu rascheln, und zwischen den Dünen bildete sich ein Spalt, wie ein gefrorener gezackter Blitz. Zuerst war es nur eine dünne, kaum wahrnehmbare Linie, die von nachstürzendem Sand fast rascher wieder gefüllt wurde, als sie entstehen konnte.

Aber eben nur fast.

Ganz allmählich wurde die Linie breiter, wuchs zu einem fingerbreiten Spalt, schließlich einem klaffenden, bodenlosen Riß, der die Wüste spaltete, unendlich tief bis hinein in ihr steinernes Herz. Und der Riß wuchs auch in der Länge. Sein Ende raste in einem irrsinnigen Zickzack auf den düsteren Berg am Horizont zu, zerfetzte Dünen, verschlang Sand und Staub und Erde und wurde immer schneller und schneller.

Gleichzeitig begann der Sturm.

Binnen Sekunden wuchs der Wind zu einem heulenden Höllenchor heran, der Tonnen von Sand in die Höhe riß und die Luft über der Wüste erst braun, dann schwarz färbte. Wie ein Heer unsichtbarer apokalyptischer Reiter schloß sich der Sturmwind dem dahinrasenden Riß an, Sand und Felsbrocken wie tödliche Geschosse mit sich reißend. Es sah aus, als näherte sich eine schwarze, kochende Mauer dem Berg.

Und als sie auf ihn prallte, war es wie ein Weltuntergang.

Selbst oben, in der schwarzen Festung auf dem Gipfel des Berges, konnte man die dumpfe Erschütterung spüren, mit der der Sturm den Fuß des Lavakolosses traf.

Unten war es die Hölle.

Das heranmarschierende Heer verschwand von einer Sekunde auf die andere in einer schwarzen, kochenden Masse, die barmherzig verbarg,

was in ihrem Inneren vor sich ging. Die Männer wurden in die Höhe gerissen, wie Spielzeuge, die plötzlich kein Gewicht mehr hatten. Der Sturm packte sie, schleuderte sie durch- und übereinander, riß sie hoch und schmetterte sie gegen den schwarzen Fels. Der Sand, mit der Geschwindigkeit und Wucht dieses Höllensturmes herangetragen, zerfetzte ihre Gewänder und ließ Funken aus den metallenen Teilen ihrer Waffen und Rüstungen stieben. Dann, eine Sekunde später, war der Riß heran.

Der Boden erbebte ein zweites Mal, und plötzlich klaffte die Wüste auseinander. Eine gigantische, von düster-roter Glut erfüllte Wunde tat sich im Boden auf, verschluckte Sand und Felsen und hilflos rudernde Körper. Wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, torkelten die Untoten in diesen Riß hinein und stürzten in die Tiefe, einer nach dem anderen, bis auf den letzten Mann. Dann schloß sich das riesige steinerne Maul wieder.

Von Necrons Armee lebender Toter war nichts mehr geblieben, nichts bis auf ein paar Kleiderfetzen hier und da, Stücke von zerbrochenen Waffen und gebleichte Knochen…

Van Velden nahm langsam die Arme herunter, öffnete die Augen und atmete hörbar ein. Er und de la Croix waren unversehrt geblieben, sicher auf zwei winzigen, ruhigen Inseln inmitten des tobenden Weltuntergangs; nicht einmal sein Haar war zerzaust. Aber er fühlte sich ausgelaugt und zum Sterben müde, wie immer, wenn er seine geheimnisvollen Kräfte vollends entfesselt hatte. Die Macht, die ihm zur Verfügung stand, forderte ihren Preis.

Aber es war noch nicht vorbei. Die Wüste war wieder zu einem Stück scheinbar lebloser Erde geworden, der gewaltige Riß, den van Velden der Erde nur Kraft seines Willens aufgezwungen hatte, so spurlos verschwunden, wie er entstanden war – aber der Sturm tobte weiter.

Er hatte sich ein Stück zurückgezogen, eine halbe Meile fort vom Berg und den zwei einsamen Männern, aber er war noch da, wie ein gewaltiges, lauerndes Tier, das Beute geschlagen hatte, aber nicht zufrieden war. Hinter der schwarzen Wand blitzte und funkelte es ununterbrochen, und van Velden spürte selbst über die große Entfernung hinweg einen Hauch glühendheißer Luft.

Mit einem keuchenden Laut fuhr er herum und starrte de la Croix an. »Bruder André!« rief er entsetzt. »Was tust du?«

Aber André de la Croix schien seine Worte gar nicht zu hören.

Er stand da, noch immer mit wie beschwörend erhobenen Armen und das Gesicht vor Anstrengung verzerrt, aber jetzt mit weit geöffneten Augen. Helle, irrsinnig klingende Töne kamen über seine Lippen. In seinen Augen loderte ein Feuer, das van Velden frösteln ließ.

»André!« schrie er. »Hör auf! Es ist vorbei!«

»Nein!« kreischte de la Croix. Seine Stimme hat kaum noch Ähnlichkeit mit dem weichen Bariton, den van Velden kannte. »Nicht vorbei!« kicherte er. »Mehr! Ich will mehr. Ich will sie haben, Nies! Alle!«

Und dann fuhr er herum, schrie noch einmal gellend auf, und deutete mit einer zornigen Geste auf die Burg hoch über ihren Köpfen.

Als van Velden begriff, was die Geste zu bedeuten hatte, war es zu spät. Sein entsetzter Aufschrei ging im Heulen des Sturmes unter, der sich wie ein brüllendes Ungeheuer den Berg hinaufzuwälzen begann...

* * *

»Das ist die Wahrheit, Robert.«

Shannons Stimme schien von weit, weit her an mein Bewußtsein zu dringen, obgleich sein Mund nur Zentimeter neben meinem rechten Ohr war, denn er war niedergekniet und hatte den Arm um meine Schulter gelegt. Aber ich hörte sie kaum. Es durfte einfach nicht sein. Nicht das.

Mühsam sah ich auf, atmete tief die stinkende Luft der Höhle ein und blickte Shannon an. Für einen Moment schien sein Gesicht vor mir zu verschwimmen, dann begriff ich, daß es meine eigenen Tränen waren, die meinen Blick verschleierten. »Du... du hast mir das nicht nur gezeigt, um –

Ich sprach nicht weiter. Meine Stimme versagte mir den Dienst. Aber Shannon wußte auch so, was ich hatte fragen wollen. Beinahe unmerklich schüttelte er den Kopf.

»Ich würde meine eigene Mutter belügen, um Necron zu erledigen«, sagte er leise. »Aber dich nicht, Robert. Bitte glaube mir. Priscylla war niemals frei. Nicht eine Sekunde. Es war nichts als ein gemeiner Betrug Necrons.«

»Du lügst!« brüllte ich. Plötzlich, wie es in Augenblicken höchster emotionaler Erregung oft geschieht, schlug mein Schmerz in rasenden Zorn um. Ich packte ihn, riß ihn in die Höhe und schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht, ein Hieb, der meine eigene Hand schmerzen ließ. Shannon machte nicht einmal einen Versuch, ihn abzuwehren, sondern blickte mich nur weiter sehr ernst an.

»Du lügst!« brüllte ich noch einmal. »Das ist nicht wahr! Priscylla gehört nicht zu ihm! Sie... sie war bei mir, vergangene Nacht! Ich habe mit ihr gesprochen! Ich habe sie ge-«

»Das war nicht Priscylla«, sagte Shannon ruhig.

Ich schrie auf, packte ihn noch fester und holte zu einem weiteren Hieb aus. Aber ich führte die Bewegung nicht zu Ende.

»Was sagst du da?« flüsterte ich.

»Die Wahrheit, Robert«, sagte er. »Und du weißt es. Von mir aus schlage mich. Schlag mich zusammen, wirf mich in den See, ersteche mich – es wird nichts ändern. Priscylla ist in Necrons Gewalt. Sie war es immer und wird es immer sein, so lange er lebt.«

Ich ließ ihn los. Meine Hände hatten plötzlich nicht mehr die Kraft, ihn zu halten. »Aber... aber wer... wer war es dann, der...«

»Die gleiche Frau, die mich befreit hat«, sagte Shannon leise. »Shadow.«

»Shadow?!« Ich schrie fast. »Du willst damit sagen, ich... ich habe mit einem Engel –

»Nichts ist geschehen, was nicht geschehen sollte«, unterbrach mich Shannon ruhig. »Alles war geplant, Robert. Vom ersten Moment an. Deine Fahrt zum Krakatau, deine Reise durch die Staaten, dein Zusammentreffen mit Annie und dem Indianer, dein Weg hierher.« Er lachte leise. »Ein Mann wie Necron hat mächtige Feinde, Robert. Du solltest hierher kommen, in Begleitung der El-o-hym, denn zusammen wäret ihr vielleicht stark genug gewesen, Necron zu vernichten. Aber jetzt ist etwas geschehen, womit niemand rechnen konnte.«

»Was?«

»Das, was ich dir gezeigt habe«, antwortete er. »Necron hat Priscylla gezwungen, die Kräfte des NECRONOMICON zu entfesseln.«

»Aber das... das kann niemand!« keuchte ich. »Nicht, ohne daran zu zerbrechen.«

Shannon zuckte mit den Achseln.

»Glaubst du, das würde Necron stören?« fragte er böse. »Oh nein. Und außerdem – sie kann es. Necron hat das erkannt, schon kurz, nachdem er sie hierher gebracht hat. Priscylla ist nicht das harmlose Kind, für das du sie hältst, Robert. Sie ist... begabt. Auf ihre Weise vielleicht stärker als du und ich. Ihre geistige Kraft reicht aus, die Macht des NECRONOMICON zu entfesseln – und zu lenken. Necron hat das sofort gespürt. Er hat den größten Teil des vergangenen Jahres damit verbracht, sie zu trainieren. Jetzt benutzt er sie. Das war es, was ich dir zeigen wollte.«

»Und was... was bedeutet das?« flüsterte ich. »Ist sie jetzt... vollkommen... verloren?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Shannon nach kurzem Überlegen. »Vielleicht... gibt es noch eine Möglichkeit, sie zu retten, aber ich wüßte nicht, wie. Und selbst wenn – ich fürchte, uns bleibt kaum genügend Zeit. Der Angriff der Templer ändert alles.«

»Wieso?«

»Die Kräfte des NECRONOMICON sind leichter entfesselt als gebändigt, Robert«, antwortete Shannon. »Necron hätte es niemals gewagt, sie jetzt schon zu erwecken, hätten ihm die Tempelritter nicht diese letzte Waffe praktisch aufgezwungen.« Seine Miene verdüsterte sich.

»Diese Narren. Sie werden genau das herbeiführen, was zu verhindern sie eigentlich hergekommen sind. Hätten sie Necron auf andere Weise angegriffen, hätten sie ihn vielleicht sogar geschlagen. Aber so zwingen sie ihn, zum Letzten zu greifen.«

»Wovon zum Teufel redest du?« murmelte ich. »Ich verstehe kein Wort!«

Shannon lachte. »Das kannst du auch nicht, Robert«, sagte er. »Das NECRONOMICON ist nicht einfach nur ein Zauberbuch. Es... es lebt, wenn auch auf völlig fremde Art. Und keine Macht der Welt wird seine Kräfte bändigen können, wenn sie einmal entfesselt sind. Nicht einmal Necron.«

»Warum tut er es dann?«

»Weil ihm keine Wahl bleibt«, sagte Shannon düster. »Balestrano ist mit fünfhundert Männern draußen vor dem Berg aufmarschiert, Robert, unter ihnen die vier stärksten Master, die der Orden jemals hatte. Die Drachenburg ist nicht so unbezwingbar, wie Necron immer behauptet. Ohne das NECRONOMICON brauchten die Templer keine drei Stunden, sie zu erobern.«

»Erobern?« wiederholte ich verständnislos. »Die Drachenburg? Aber was ist mit Necrons Kriegern? Deinen...«

»Kameraden, wolltest du sagen?« sagte Shannon, als ich nicht weitersprach. »Sie würden ihm nichts nutzen. Es sind nicht viele, Robert. Necron hat niemals mehr als ein paar Dutzend Krieger gehabt, und er hat viele Männer verloren, in den letzten Monaten. Ich glaube nicht, daß alles in allem jetzt noch mehr als dreißig in der Burg sind. Nicht genug, es mit fünfhundert Templern aufzunehmen. Und die vier Master sind mehr als genug, Necrons Magie zu blockieren.« Er schüttelte niedergeschlagen den Kopf. »Nein, Robert – Necron ist sich seines Sieges nicht halb so sicher, wie er dir gegenüber tat. Er hat nur noch diese eine Chance – das NECRONOMICON. Und Priscylla ist sein Schlüssel dazu.«

»Dann sollten wir sie suchen, statt hier herumzustehen«, sagte ich erregt. »Vielleicht ist doch noch nicht alles zu spät.« Ich deutete wieder nach oben. »Du weißt, wo diese Kammer ist?«

»Necrons Sanktuarium?« Shannon nickte. »Ja. Aber wir kämen niemals auch nur in seine Nähe. Necron weiß genau, daß ich seine kleinen Geheimnisse kenne. Verlaß dich darauf, daß dieser Raum nur so gespickt ist mit Fallen.«

Ich dachte flüchtig an meinen eigenen Versuch, auf geistigem Wege Kontakt mit Priscylla aufzunehmen, und nickte. Um ein Haar hätte ich ihn mit dem Leben bezahlt. Was mich gerettet hatte, war wahrscheinlich nur mein Mangel an magischem Talent gewesen. Hätte ich sofort Kontakt mit ihr gefunden, statt wie ein Blinder herumzutasten, hätte mich die geistige Rückkoppelung wahrscheinlich auf der Stelle getötet.

»Wir müssen anders vorgehen, wenn wir Necron schlagen wollen«, fuhr Shannon fort. »Solange er mit Priscylla zusammen ist, kommen wir nicht an ihn heran. Wenn es uns gelingt, ihn aus seinem Allerheiligsten fortzulocken...« Er zuckte mit den Achseln. »Vielleicht haben wir dann eine Chance.« Er wandte sich um, trat einen Schritt auf den schwarzen See aus Protoplasma zu und ließ sich auf ein Knie

herab.

»Vielleicht kommt er herunter, wenn wir es angreifen«, sagte ich, allerdings ohne sehr viel Überzeugung in der Stimme. Überdies hatte ich nicht die mindeste Vorstellung, wie wir dieser monströsen Masse aus brodelndem schwarzem Fleisch auch nur gefährlich werden wollten. Shannon hatte erwähnt, es zu verbrennen – aber wenn das wirklich möglich war, dann brauchten wir ein verdammt großes Feuerzeug dazu…

»Die Siegel«, sagte Shannon. »Weißt du, wo er sie hat?«

Ich nickte, lächelte verlegen und schüttelte gleich darauf den Kopf. »Ich weiß, wo sie waren«, sagte ich. »Aber ich glaube nicht, daß sie noch dort sind. Du hättest sie gesehen, als Shadow dich geweckt hat.«

»Aber du kannst sie finden«, sagte Shannon.

»Ich?« Ich starrte ihn an. »Was bringt dich auf diese Idee?«

»Vielleicht der Umstand, daß du bereits drei der SIEBEN SIEGEL DER MACHT gefunden hast, die über die ganze Welt verstreut waren«, antwortete Shannon ungeduldig. »Verdammt, Robert, bist du so dumm, oder willst du es nicht wahrhaben? Du kannst sie aufspüren, ganz egal, wo sie sind. Tu es! Wenn Necron sie nicht bei sich hat, ist das vielleicht die Chance, ihn aus seinem Rattenloch herauszulocken!«

Einen Moment lang sträubte ich mich noch, Shannons Worten auch nur zu glauben – aber nur einen Moment. In Wahrheit wußte ich es ja längst. Es gab irgendeine magische Verbindung zwischen mir und den SIEBEN SIEGELN DER MACHT, etwas, das ich nicht einmal in Ansätzen verstand, das es mir aber ermöglichte, sie immer und überall aufzuspüren.

Schließlich hatte ich es dreimal getan. Und diesmal wußte ich, daß drei der magischen Siegel in meiner unmittelbaren Nähe waren.

Ich seufzte, schloß die Augen – und konzentrierte mich.

Es war beinahe zu leicht.

Für einen ganz kurzen Augenblick spürte ich Verwirrung, gemischt mit einer dumpfen, gestaltlosen Angst, aber dann fühlte ich ihre Nähe – und kaum eine Sekunde später sah ich sie.

Alle drei.

Säuberlich aufgereiht auf dem kleinen Tischchen in Necrons Sanktuarium, auf dem auch das NECRONOMICON lag.

Mit einem enttäuschten Seufzen öffnete ich die Augen, blickte Shannon an und schüttelte den Kopf. »Er hat sie bei sich«, sagte ich niedergeschlagen. »Ein Punkt für ihn.«

Shannon nickte düster, auf eine Art, als hätte er erwartet, genau das zu hören. »Dann bleibt mir keine Wahl mehr«, flüsterte er. »Ich hätte es gerne vermieden.«

»Was?« fragte ich mißtrauisch.

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte Shannon anstelle einer direkten Antwort. »Ich bin sicher, daß Necron ganz genau weiß, daß wir hier irgendwo auf ihn warten. Aber es gibt einen Weg, ihn trotzdem aus seinem Versteck zu locken.«

»Und welchen?« fragte ich. Das ungute Gefühl, das seine Worte in mir geweckt hatten, wurde mit jedem Moment stärker.

Shannon seufzte, stand wieder auf und deutete mit einer nur angedeuteten Handbewegung auf meine rechte Hosentasche. »Dein Amulett, Robert«, sagte er. »Du hast es bei dir?«

»Amulett?« Im ersten Moment verstand ich nicht einmal, was er meinte. Dann griff ich in die Tasche, zog den kleinen, sternförmigen Anhänger heraus und drehte ihn fast hilflos in den Fingern. Es war Andaras Amulett, das letzte Andenken an meinen Vater. Ich hatte es verloren und wiedergefunden, und wie Shannon jetzt war auch ich dem Irrtum erlegen, daß es ein besonders mächtiger magischer Talisman sein mußte, denn schließlich hatte mein Vater es getragen.

»Ich fürchte, ich muß dich enttäuschen«, sagte ich. »Ich habe es untersucht, mehr als gründlich. Und andere auch. Das hier ist nichts als ein Stück wertlosen Metalles.« Ich lächelte resignierend und streckte die Hand aus, damit Shannon den goldenen Stern genauer in Augenschein nehmen konnte, aber etwas seltsames geschah: Shannon stieß einen halb erschrockenen Laut aus, prallte zurück und hob abwehrend die Hände, als hielte ich eine entzündete Dynamitstange in der Hand.

»Was hast du?« fragte ich. Ich lächelte nervös. »Es ist vollkommen harmlos!«

»Ja«, sagte Shannon säuerlich. »So harmlos, daß Necron seinen

rechten Arm dafür gäbe, es zu bekommen.«

»Was soll das?« fragte ich, allmählich zornig werdend. »Necron hat mich von Kopf bis Fuß durchsuchen lassen, Shannon. Er hat mir dieses Amulett zurückgegeben.«

»Weil er nicht weiß, was es wirklich ist«, sagte Shannon. Er deutete auf den Protoplasmasee. »Wirf es hinein.«

»Ich soll – was?« keuchte ich.

»Wirf es hinein«, wiederholte Shannon. Er unterstrich seine Worte mit einer einladenden Geste.

Ich rührte mich noch immer nicht. Shannon preßte ungeduldig die Lippen aufeinander, streckte plötzlich doch den Arm aus und nahm das Amulett aus meiner Hand, wobei er allerdings sorgsam darauf achtete, nur die dünne goldene Kette und nicht den Anhänger selbst zu berühren. Ich sah ihm an, welche Überwindung es ihn kostete, selbst dies zu tun. Den Arm so weit ausgestreckt, als hielte er eine schlechtgelaunte Klapperschlange am Schwanz, drehte er sich herum, kniete am Rand des schwarzen Sees nieder – und tauchte das Amulett mit einer blitzartigen Bewegung in die mattglänzende Masse.

Es war, als hätte er eine Fackel in ein Pulverfaß geworfen.

Dicht unter der Oberfläche des Sees flammte ein grelles Licht auf. Ein dumpfer Schlag erschütterte den Boden und ließ mich taumeln, und plötzlich schossen Flammen aus der brodelnden Masse, weißglühende Blitze fuhren peitschend in die Luft. Der See begann zu brodeln. Dünne, gezackte Linien aus weißem Feuer zerrissen seine Oberfläche, brennende Spritzer der widerlichen Masse flogen hoch und trieben mich zurück.

Auch Shannon brachte sich mit einem raschen Sprung in Sicherheit, als der See immer starker und stärker zu brodeln begann. Eine mannsdicke, mehr als zehn Yards hohe Feuersäule schoß in die Höhe, dort, wo er das Amulett eingetaucht hatte, überall blitzte und zischte es, und für einen Moment glaubte ich fast, der ganze gewaltige See begänne zu brennen.

Dann erlosch das Feuer wieder. Zuerst waren es die kleinen Flämmchen, die von der schwarzen Masse erstickt wurden, dann hörte das Kochen und Brodeln auf, und schließlich sank selbst die gewaltige Flammensäule ganz langsam wieder zusammen, um am Schluß ebenfalls zu verlöschen.

Aber das bemerkte ich kaum.

Mein Blick hing wie gebannt an Shannons ausgestrecktem Arm und an der dünnen Kette, die er noch immer in den Fingern hielt. Das Amulett an ihrem Ende hatte sich vollkommen verändert.

Es hatte noch immer die Form eines fünfstrahligen Sternes, etwas kleiner als eine Kinderfaust und von seltsam fremdartigen Proportionen. Aber es bestand jetzt nicht mehr aus mattem Gold.

Das, was jetzt am Ende der Kette hing, durch die Berührung des schwarzen Protoplasmas aus einem vielleicht Millionen Jahre währenden Schlummer gerissen und endlich zu voller Macht erweckt, strahlte und lohte in einem gräßlichen, giftgrünen Licht, als wäre es wirklich ein winziger Stern.

Und im gleichen Moment, in dem ich es sah, wußte ich auch, was es war. Das Amulett, das ich seit fast einem Jahr in der Hosentasche herumtrug, das ich für ein Stück nutzloser Erinnerung gehalten und das Necron selbst mir zurückgegeben hatte, Andaras Amulett war

das vierte der SIEBEN SIEGEL DER MACHT!

* * *

Der Sturm traf das kleine Wachkastell wie ein Hammerschlag der Götter.

Balestrano sah ihn kommen, in einem dumpfen, rasend schnell lauter werdenden Grollen und Dröhnen, wie das Hämmern von hunderttausend höllischen Reitern, die den Berg hinaufrasten: eine schwarze Wand, glitzernd wie poliertes Eisen, die den Fuß des Berges verschlang, wuchs und wuchs und plötzlich ein gutes Drittel des Himmels verdeckte, ehe sie brüllend und tobend über der kleinen Burg zusammenschlug und die Welt in ein Chaos aus Lärm und Schreien und zusammenstürzendem Mauerwerk verwandelte.

Die Männer, die oben auf dem Turm und den Zinnen Wache hielten, hatten keine Chance; ebensowenig wie die, die im Hohlweg zurückgeblieben waren, außerhalb der Festung. Der Sturm packte sie, riß sie in die Höhe und schmetterte sie gegen die Felsen. Die Welt vor dem kleinen Fenster, durch das Balestrano hinausgesehen hatte, ehe ihn eine unsichtbare Faust traf, von den Füßen riß und gegen von Schmid schleuderte, erlosch übergangslos, als der Sturm die Sonne

verdunkelte. Ein unheimliches Blitzen und Funkeln war zu sehen, wo Sand, fünfhundert Meilen schnell und scheuernd wie Schmirgelpapier, den Fels glattschliff und Flammen aus den Waffen und Rüstungen der Männer schlagen ließ. Ein ungeheures Dröhnen und Kreischen marterte die Ohren der drei Männer, und plötzlich war überall Feuer: ein kaltes, unheimliches Feuer, das über den Boden raste, knisternd an von Schmids und Hayworthys Schwertern emporlief und in Balestranos Augen stach.

Balestrano schrie vor Schmerz und Angst. Verzweifelt versuchte er sich in die Höhe zu stemmen, aber sein gebrochener Arm gab unter seinem Körpergewicht nach; er fiel erneut, schlug schwer auf dem bebenden Steinboden auf und sah von Schmids Gesicht wie eine verzerrte Grimasse vor sich auftauchen. Sein Mund formte Worte, die das Brüllen des Sturmes verschluckte, ehe sie Balestranos Ohr erreichen konnten. Aber der Ordensherr der Templer verstand auch so, was von Schmid wollte. Mit aller Kraft, die ihm geblieben war, stemmte er sich hoch und versuchte auf Knien und Ellbogen auf von Schmid zuzurobben.

Es ging nicht.

Der Boden zitterte und bebte wie ein lebendes Wesen. Die gesamte Festung begann zu schwanken. Ein gewaltiger Schatten, schwärzer noch als das Schwarz des Sturmes, neigte sich draußen vor dem Fenster und verschwand, und eine Sekunde später erbebte das Kastell ein zweites Mal unter einem noch gewaltigeren Schlag, als eine seiner vier Mauern zusammenbrach und dem Sturm Einlaß gewährte. Balestrano glaubte die Schreie der Männer zu hören, die jetzt dort draußen starben.

Plötzlich fühlte er sich gepackt und herumgerissen. Die Bewegung ließ einen entsetzlichen Schmerz durch seinen gebrochenen Arm pulsieren; er schrie, bäumte sich auf und schlug blindlings um sich, aber die Hände, die ihn hielten und auf von Schmid zuschleiften, ließen nicht locker. Ein schmales Gesicht tauchte vor ihm auf, Hayworthys Mund formte Worte, die der Sturm zu brüllendem Hohngelächter machte, und dann hatten sie Herzog Botho von Schmid erreicht.

Und das Toben des Sturmes erlosch.

Nach dem höllischen Lärm der letzten Augenblicke traf das plötzliche Schweigen Balestrano wie ein Hieb. Er sank kraftlos in Hayworthys Armen zusammen und preßte den schmerzenden Arm an den Leib. Sein Herz raste, und für einen Moment wurde der Schmerz so

übermächtig, daß er glaubte, den Verstand verlieren zu müssen. Dann tat von Schmid irgend etwas an seiner Schulter. Der Schmerz erlosch nicht, aber er sank auf ein erträgliches Maß herab.

Stöhnend öffnete Jean Balestrano die Augen und sah sich um.

Der kleine Raum bot einen Anblick der Verwüstung. Die Möbelstücke waren zermalmt worden. Der Boden stand seltsam schräg, und ein Teil der Decke war heruntergebrochen. Das Fenster glich einer gezackten Wunde, durch die der Sturm hereinfauchte, begrenzt von einer flammenden Lohe, wo Sand und Felsbrocken gegen den Stein prallten. Aber die Woge der Vernichtung endete schon nach wenigen Schritten, als gäbe es da eine unsichtbare, aber undurchdringliche gläserne Wand, die ihn und die beiden anderen schützte.

Balestrano verspürte einen raschen, eisigen Schauder, als er begriff, daß von Schmid und Hayworthy ihn vom ersten Augenblick an geschützt hatten. Der Sturm, der ihn gepackt und durch den Raum geschleudert hatte, hätte ihn auf der Stelle in Stücke gerissen, wären nicht die magischen Kräfte der beiden Master dagewesen, ihn vor dem Allerschlimmsten zu bewahren. So, wie sie auch jetzt einen unsichtbaren Schutzwall schufen, dem selbst die Gewalt des Sturmes nichts anzuhaben vermochte.

Und das, dachte Balestrano mit mattem Erschrecken, war etwas, was keiner von beiden können dürfte.

Aber als er aufsah und in von Schmids Augen blickte, war ihm nichts von dem Entsetzen anzumerken, das sich in ihm breitzumachen begann.

»Ich danke dir, Bruder Botho«, sagte er leise. »Du hast mir… das Leben gerettet.«

Von Schmid machte eine wegwerfende Handbewegung. »Unsinn. Was zur Hölle geht hier überhaupt vor?«

»André«, sagte Hayworthy zornig. »Dieser verdammte Narr! Das ist sein Werk!«

Und auch das dürftest du nicht wissen, mein Freund, dachte Balestrano. Aber er sprach es nicht aus.

Statt dessen stemmte er sich vorsichtig auf den unverletzten Arm hoch und begann ungeschickt auf die halb zusammengebrochene Südwand des Raumes zuzukriechen. Hayworthy und von Schmid folgten ihm,

mit ausgestreckten Händen den Sturm zurücktreibend. Geschützt von magischen Kräften, die nicht die der beiden Master waren, erreichten sie die Bresche und sahen hinaus.

Der Sturm begann jetzt rasch an Kraft zu verlieren. Er war über das Kastell hinweggetobt und hatte es zerstört, und jetzt raste er weiter, den Berg hinauf und auf die Burg auf seinem Gipfel zu. Aber seine Kraft war gebrochen. Balestrano und die beiden anderen sahen, wie die schwarze Woge über den drachenhäuptigen Türmen der Burg zusammenschlug, aber sie sahen auch, daß ihre Gewalt längst nicht mehr ausreichte, ihnen Schaden zuzufügen. Vielleicht löste sie noch ein paar lockere Steine, und vielleicht tötete oder verwundete sie die, die nicht rasch genug in Deckung gegangen waren – aber die Mauern hielten ihr stand.

Dafür waren die Verwüstungen, die die drei Männer hier unten erblickten, um so schlimmer.

Balestrano konnte sich nicht entsinnen, jemals ein Bild so vollkommener Zerstörung gesehen zu haben.

Das Kastell, in dem sich das Templerheer gesammelt hatte, um zum entscheidenden Sturm auf Necrons Burg anzusetzen, was verschwunden. Wo es gestanden hatte, erstreckte sich eine Landschaft aus zermalmtem, glattgeschmirgeltem Stein, wirr durcheinandergeworfenen Trümmern und schwarzen Lavasplittern. Nur einer der vier Türme stand noch; zu einem Drittel und schräg ein zerfranster Stumpf, der aus einem Berg kleingemahlenen schwarzen Steines ragte.

Und nirgends war auch nur die geringste Spur von Leben zu entdecken…

»Mein Gott!« flüsterte Hayworthy. »Sie… sie können doch nicht… nicht alle… tot sein!« Seine Stimme versagte beinahe.

Balestrano schwieg. Sein Blick tastete über die zerstörte Felslandschaft, die noch vor Minuten der Innenhof des Kastells gewesen war, den zermalmten Turm, dessen Südflanke, die dem Sturm zugewandt gewesen war, wie ein Spiegel glänzte, weiter über die zerborstenen Reste des steinernen Innengebäudes, in dem die meisten der Krieger Unterschlupf gesucht hatten.

»Ein paar müssen doch noch leben!« wimmerte Hayworthy. »Das… das kann doch nicht sein, Bruder Jean. Bitte, das…«

Ganz langsam stand Jean Balestrano auf. Der Schmerz in seinem gebrochenen Arm war vergessen, ja selbst das lähmende Entsetzen, das er vor Augenblicken noch verspürt hatte, war fort. Er fühlte sich nur noch leer. Sie waren tot, alle, das spürte er, jeder einzelne der fünfhundert Männer, die ihm vertraut und ihr Leben in seine Hände gelegt hatten. Aber der Gedanke erschien ihm seltsam abstrakt.

Es war zu schnell gegangen. Vor einer Minute noch waren sie ein Heer gewesen, eine stolze Armee, nur noch einen Schritt vom endgültigen Sieg entfernt, und jetzt…

Wieder tastete sein Blick über die zertrümmerte Landschaft, in die der Sturm die Festung verwandelt hatte, und wieder sträubte sich etwas in ihm mit aller Macht, das Bild, das ihm seine Augen zeigten, als wahr anzuerkennen. Sein Heer war vernichtet, restlos, bis auf den letzten Mann, in einer einzigen, entsetzlichen Minute.

Was für ein Narr war er doch gewesen, zu glauben, es mit dem Herrn der Drachenburg aufnehmen zu können! Necron hatte seine Armee zerschlagen, ohne sich auch nur anzustrengen, mit den Kräften seiner eigenen Männer! Es war nicht einmal zu einer Schlacht gekommen!

»Bruder André«, flüsterte von Schmid neben ihm, »dafür töte ich dich.«

»Es ist nicht seine Schuld«, sagte Balestrano müde.

Von Schmid keuchte. »Nicht seine Schuld?« Er schrie fast. »Sieh dir an, was er getan hat! Sie sind tot, Jean – alle! Es ist aus! Wir sind geschlagen, und nur, weil –

»Es ist nicht seine Schuld«, sagte Balestrano noch einmal, ein wenig schärfer und in eindeutig befehlendem Ton. Botho von Schmid verstummte, aber sein Blick sprühte vor Zorn und Trotz, als sich Balestrano umwandte und ihn ansah.

»Glaubst du wirklich, dieser Angriff hätte uns gegolten?« fragte Balestrano beinahe sanft.

»Natürlich nicht«, fauchte von Schmid. »Dieser verdammte Narr hat versucht, die Burg ganz allein zu vernichten.« Er ballte wütend die Faust. »Aber er hat uns getroffen, und es ist mir verdammt nochmal völlig egal, ob er nun einfach schlecht gezielt hat oder ob Necron den Sturm umgeleitet hat! Es ist seine Schuld! Die vierhundert Männer, die dort draußen gestorben sind, gehen auf sein Konto. Und ich werde ihm die Rechnung präsentieren, mein Wort darauf!« Er zog sein

Schwert. »Ich töte ihn, im gleichen Moment, in dem er kommt!« versprach er.

»Das verbiete ich«, sagte Balestrano streng.

Von Schmid lachte böse. »So? Und wie willst du dieses Verbot durchsetzen, alter Mann?« Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht zur Grimasse und wieder spürte Balestrano das Fremde, unsäglich Böse in ihm.

»Noch ist nicht alles verloren«, sagte er schnell. »Wir fünf sind noch am Leben.«

»Ja«, fiel ihm von Schmid ins Wort. »Wahrscheinlich, weil sich Necron für uns etwas ganz Besonderes einfallen lassen will. Oder warum sonst hat uns der Sturm verschont, glaubst du?«

Weil das Ding in dir uns geschützt hat, mein Freund, dachte Balestrano bitter. Aber das sprach er nicht aus. Statt dessen wiederholte er seine befehlende Geste und starrte von Schmid so lange an, bis dieser langsam sein Schwert senkte und der Haß in seinen Augen zu bloßem Trotz wurde. Dann trat so etwas wie Verwirrung in seinen Blick, und schließlich Schrecken. Für diesmal hatte Balestrano das Ungeheuer in von Schmid noch besiegt. Aber er war sich nicht sicher, ob es ihm noch einmal gelingen würde.

»Wir warten«, sagte er ruhig. »Necron wird nichts unternehmen, ehe wir nicht zusammen sind.«

»Wie schön«, sagte von Schmid spöttisch. »Und wenn Nies und André zurück sind, gehen wir hinauf und laden Necron zum Abendmahl ein, wie?«

Balestrano überhörte die Gotteslästerung geflissentlich. Es war nicht von Schmid, der sprach, das spürte er. Es war dieses Ding in ihm, das ihn provozieren wollte.

»Wir warten«, sagte er noch einmal. Sonst nichts.

* * *

Shannon hatte das Amulett zu Boden gelegt, aber es glühte und loderte noch immer wie ein winziger gefangener Stern, und der giftgrüne Schein, den es ausstrahlte, schien eher noch zugenommen zu

haben. Es war mir unmöglich, das Ding länger als wenige Sekunden anzusehen, ohne daß meine Augen zu tränen begannen, geblendet von der grellen Glut, die das SIEGEL verschleuderte.

»Jetzt brauchen wir nur noch zu warten«, sagte Shannon grimmig. »Necron wird kommen.«

»Und wenn nicht?« fragte ich. »Was, wenn er ein Dutzend seiner Krieger schickt, um das SIEGEL zu holen?«

»Das wird er nicht tun«, antwortete Shannon, und in seiner Stimme lag ein so bestimmter, überzeugender Klang, daß ich die Frage kein zweites Mal stellte. Mir wäre auch kaum Zeit dazu geblieben, denn Shannon, der bisher so ruhig und gelassen geblieben war, als befänden wir uns auf einem Sonntagnachmittags-Ausflug, entwickelte mit einem Male eine hektische Aktivität.

»Wir müssen uns verstecken«, sagte er und ergriff mich bei der Schulter. »Necron ist kein Narr. Er weiß garantiert, daß wir ihn erwarten.«

Ich glaube, es dauerte wirklich bis zu diesem Moment, ehe ich begriff. »Du... du meinst, du willst nichts tun? Nur hier unten stehen und auf ihn warten?«

»Hast du eine bessere Idee?« fragte Shannon unwillig. »Oben in der Burg haben wir keine Chance. Es wimmelt dort oben von seinen Männern.«

»Und Priscylla?« keuchte ich. »Und Sitting Bull und Shadow? Was ist mit denen?«

»Nichts, Robert«, antwortete Shannon ernst. »Wir können nichts für sie tun. Weder für Priscylla noch für die beiden anderen. Nicht, solange Necron lebt.«

»Das ist vielleicht deine Meinung!« fuhr ich auf. »Ich werde hinaufgehen und –

»Und was?« unterbrach mich Shannon zornig. »Und dich umbringen lassen?« Er lachte, griff in seinen Gürtel und zog einen gekrümmten zweischneidigen Dolch hervor, den er mir, mit dem Griff voran, hinhielt. Verstört blickte ich die Waffe an.

»Was soll ich damit?« fragte ich.

»Dir die Kehle durchschneiden«, antwortete Shannon in vollkommen ernstem Tonfall. »Das geht schneller und ist weitaus angenehmer als das, was dich erwartet, wenn Necron dich noch einmal in die Finger bekommt. Denkst du, er weiß mittlerweile nicht, daß du geflohen bist? Er weiß sogar, daß du hier bist!«

»Oh«, antwortete ich böse. »Das ist es also. Du hast Angst, er könnte mich fangen und foltern, und ich könnte ihm verraten, was du vorhast.«

»Unsinn«, sagte Shannon ruhig. »Aber es wäre Selbstmord, dort hinaufzugehen. Du hast keine Chance, Necron allein zu besiegen.«

»Ich habe nichts dergleichen vor«, antwortete ich zornig. »Ich will Priscylla befreien, das ist alles.«

»Oh, mehr nicht?« Shannon verzog die Lippen. »Und du glaubst, er legt die Hände in den Schoß und sieht in aller Ruhe zu? Du –

»Shannon, bitte«, unterbrach ich ihn. »Ich muß es tun. Sitting Bull und Shadow haben ihre Leben riskiert, um mir zu helfen. Ich kann sie nicht einfach sterben lassen.«

»Sitting Bull ist nicht in Gefahr«, antwortete Shannon ruhig. »Und für Shadow kannst du ohnehin nichts mehr tun.«

»Aber sie lebt?«

»Sie lebt«, bestätigte Shannon. »Aber –

»Nichts, aber.« Ich schnitt ihm mit einer wütenden Geste das Wort ab. »Es tut mir leid, Shannon. Du verstehst das vielleicht nicht, aber ich bin es ihnen einfach schuldig, es zu versuchen.«

»Auch wenn es dein Leben kostet?«

»Auch dann«, erwiderte ich, und in diesem Moment war es wirklich die Wahrheit. Ich hätte mit dem Gedanken, die beiden ihrem Schicksal überlassen zu haben, nicht mehr weiterleben können. »Wenn du recht hast«, sagte ich mit einer Geste auf das grünleuchtende Amulett am Boden, »dann wird Necron in kurzer Zeit hier herunter kommen. Auch er kann nicht gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten sein. Vielleicht kann ich Priscylla währenddessen befreien. Es muß eine Möglichkeit geben, sie aus dem Bann dieses verfluchten Buches zu reißen.«

»Du bist völlig verrückt«, sagte Shannon ruhig. »Was du da vorhast, ist

glatter Selbstmord, Robert.«

Das Schlimme war, daß ich ihm insgeheim recht gab. Meine Aussichten, den Weg hinauf lebend zu überstehen, standen nicht sonderlich gut. Und selbst wenn es mir gelang, Necrons Killern zu entkommen und nicht in eine der zahllosen Fallen zu tappen, mit denen diese Burg gespickt war, standen meine Chancen, auch noch lebend wieder zurückzukommen, noch schlechter. Trotzdem schüttelte ich mit gespieltem Optimismus den Kopf.

»So wild wird es nicht kommen«, sagte ich. »Necron hat im Moment andere Sorgen, als nach mir zu suchen – hast du deine eigenen Worte vergessen?«

Shannon schwieg einen Moment. »Ich brauche dich, Robert«, sagte er schließlich, sehr leise und in fast flehendem Ton.

»Ich weiß«, antwortete ich ernst. »Und ich werde zurückkommen, so schnell ich nur kann. Das verspreche ich.«

Und damit drehte ich mich um und lief so schnell davon, daß es fast wie eine Flucht aussah.

Sehr viel weniger war es auch nicht.

* * *

Ich hatte mir den Weg hier hinunter nicht gemerkt – dazu war ich viel zu aufgeregt gewesen – aber ich wandte mich einfach immer nach oben, wenn ich an eine Abzweigung oder eine Treppe kam, und nach einer Weile glaubte ich hier und da eine bekannte Stelle zu sehen, eine absonderlich geformte Tür, eine seltsam schräg anmutende Treppe oder Rampe. Die sinnverdrehende Architektur der Drachenburg kam mir nur zugute, denn es gab praktisch keinen Quadratmeter, der einem anderen glich, und vieles war so bizarr, daß man es einfach nicht vergessen konnte.

Ich fand den Weg hinauf in Necrons Kerker erstaunlich schnell – und wäre um ein Haar gegen einen schwarzvermummten Drachenkrieger geprallt, der mit vor der Brust verschränkten Armen vor einer verschlossenen Zellentür Wache stand.

Ich weiß nicht, wer überraschter war – er oder ich.

Und ich wußte auch hinterher nicht zu sagen, wieso ich die nächste Minute überlebte.

Vielleicht war er einfach zu überrascht, im Ernst anzunehmen, daß ich tatsächlich die Dreistigkeit besitzen würde, ihn anzugreifen.

Aber ich hatte sie.

Ich besaß sogar die Frechheit, auf ihn zuzuspringen, und ihm in den Leib zu treten, und dann brachte ich sogar noch die Unverschämtheit auf, meinen Ellbogen mit aller Wucht in seinem Nacken zu plazieren, als er sich krümmte. Ohne einen weiteren Laut stürzte er nach vorne und blieb regungslos liegen. Nein, dachte ich spöttisch, die feine englische Art war das nicht gewesen. Aber eine sehr wirksame.

Ich beugte mich zu ihm herab und überzeugte mich davon, daß er für mindestens eine Stunde außer Gefecht gesetzt war. Dann nahm ich sowohl seinen Säbel als auch seinen Dolch an mich, stand wieder auf und schob den Riegel der Zelle zurück, die er bewacht hatte.

Wie ich erwartet hatte, war sie nicht leer. Eine schmale, in fransiges helles Leder gekleidete Gestalt hockte in einer Ecke und sah mühsam auf, als ich eintrat. Trotz des trüben Lichtes in der Kerkerzelle sah ich, wie müde und ausgelaugt Sitting Bulls Gesicht aussah; nicht mehr das Gesicht eines zwar alten, aber noch immer starken Mannes, sondern das eines Greises, müde und leer und... ja, dachte ich entsetzt; zerbrochen.

»Häuptling!« Sitting Bull bewegte den Kopf, als er meine Stimme hörte und ich neben ihm niederkniete, aber er schien mich nicht zu erkennen. Seine Hände zitterten, und seine Lippen formten Worte in seiner Muttersprache, die ich nicht verstand. Ich berührte ihn an der Schulter, zog die Hand aber sofort wieder zurück. Der Körper unter dem schmutzig gewordenen Leder zitterte. Seine Haut war heiß. Er mußte hohes Fieber haben.

»Blitzhaar?« murmelte er plötzlich. »Bist... du das?«

Ich atmete auf, erleichtert, daß er mich wenigstens erkannte. »Ja«, antwortete ich. »Keine Angst, Häuptling. Es ist alles in Ordnung. Ich bin hier, um Sie zu befreien.« Ich griff nach seinem Arm, um ihn in die Höhe und aus der Kammer zu ziehen, aber Sitting Bull schüttelte unerwartet heftig den Kopf und streifte meine Hand ab.

»Nicht«, sagte er. »Ich wäre... nur eine Last für dich. Ich kann nicht mehr... kämpfen.«

Rein instinktiv wollte ich widersprechen, aber dann begegnete ich seinem Blick und nickte statt dessen. Es gab Momente, in denen selbst eine barmherzige Lüge nur schadete. Sitting Bull hatte recht – vor mir saß ein zerbrochener, müder alter Mann, der kaum mehr in der Lage war, auf eigenen Füßen zu stehen. Hätte ich ihn mitgenommen, hätte er uns beide nur in Gefahr gebracht. Aber ich konnte ihn auch nicht hierlassen.

»Können Sie laufen, Häuptling?« fragte ich.

Sitting Bull nickte, und ich erklärte ihm den Weg hinunter, so gut ich konnte. Ich verschob das Problem damit nur, statt es zu lösen, denn einen Ausweg aus dieser gewaltigen steinernen Falle gab es auch unten in der Höhle nicht. Aber wenigstens war Sitting Bull dort vor der unmittelbaren Gefahr, sofort wieder gefangen und womöglich umgebracht zu werden, sicher. Und wenn Necron tatsächlich hinunterkam und Shannon besiegte – nun, dann brauchten wir alle uns ohnehin um nichts mehr Sorgen zu machen. »Wissen Sie, wo Shadow ist?« fragte ich zum Abschluß.

Ein Schatten huschte über Sitting Bulls Gesicht. »In... einer der Zellen«, antwortete er stockend. »Vorne, am anderen Ende des Ganges. Aber es wäre besser, du würdest... nicht hingehen, Blitzhaar.«

»Warum?« fragte ich.

»Du kannst ihr nicht helfen«, sagte Sitting Bull ernst. »Suche lieber das andere Mädchen. Sie ist in Gefahr, das spüre ich. In großer Gefahr. Etwas Böses geschieht.«

Ich antwortete nicht darauf, sondern blickte ihn nur schweigend an, bis er sich – ebenfalls ohne ein weiteres Wort – umwandte und den Weg zurückzuschlurfen begann, den ich selbst vor wenigen Augenblicken gekommen war. Aber ich wartete noch, bis er das Ende des Korridors erreicht hatte und hinter der Biegung verschwunden war, ehe auch ich mich herumdrehte und die Zellen eine nach der anderen zu durchsuchen begann.

Sehr viele waren es ohnehin nicht. Der Korridor bestand praktisch aus nichts anderem als dicht nebeneinanderliegenden Türen, hinter denen sich Zellen verbargen, aber die meisten standen offen, so daß ich sie auslassen konnte. Die erste Zelle, deren Tür ich öffnete, war leer, ebenso die zweite und dritte. In der vierten fand ich einen Toten, mumifiziert und ausgetrocknet, so daß er eher wie ein verschrumpelter Baumstumpf aussah denn wie ein menschlicher

Leichnam, dann kam wieder eine leere Zelle, in der sich nur Spinnen und Wanzen tummelten – und dann fand ich Shadow.

Irgendwie spürte ich es, noch ehe ich den schweren Riegel zurückschob und die Tür öffnete. Etwas war an dieser Tür anders; etwas wie eine spürbare Ausstrahlung von Leid, in die ich hineintrat und die meine Bewegungen lähmte. Meine Hände begannen zu zittern. Ich hatte Mühe, den Riegel überhaupt zu bewegen. Mein Herz begann zu rasen.

Und dann sah ich sie.

Im ersten Moment weigerte sich mein Verstand einfach, zu begreifen. Mein Gehirn schien sich zu einem eisigen Klumpen zusammenzuziehen, als ich auf das blutige Bündel hinunterstarrte, das einmal eine El-oh-hym gewesen war.

Sie lag vor mir, mit leicht gespreizten Armen und Beinen, die von eisernen Ringen am Boden gehalten wurden, und in der Wand, die der Tür gegenüberlag, brannte eine Fackel, als hätte Necron dafür sorgen wollen, daß jeder, der diese Zelle betrat, das entsetzliche Bild auch in allen Einzelheiten wahrnahm. Ihr Gewand hing in Fetzen, so daß ich die blutigen Spuren erkennen konnte, die Necrons Folterwerkzeuge in ihrem alabasterfarbenen Körper hinterlassen hatten.

Aber all das sah ich zwar, registrierte es aber eigentlich nur am Rand. Mein Blick hing wie gebannt an der Wunde zwischen Shadows Schulterblättern, an der Stelle, an der…

Nein, dachte ich. Nicht das. Alles, nur das nicht…

Shadow bewegte sich. Mühsam hob sie den Kopf, blickte mich aus trübe gewordenen Augen an und stieß einen leisen, gepeinigten Laut aus. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, zerrten kraftlos an den rostigen Eisenringen und erschlafften wieder.

Und endlich erwachte ich aus meiner Erstarrung.

Mit einem keuchenden Laut war ich bei ihr, fiel neben ihr auf die Knie und zerrte und riß einen Moment lang mit verzweifelter Kraft an den eisernen Fesseln, ohne indes mehr damit zu erreichen, als mir die Fingernägel abzubrechen. Shadow begann zu stöhnen. Meine vergeblichen Befreiungsversuche mußten ihr Schmerzen bereiten. Ich fuhr hoch, sah mich mit wachsender Verzweiflung nach irgend etwas um, das ich als Hebel benutzen konnte, um die Fesseln aufzubrechen, und kam endlich auf die Idee, die eisernen Ringe genauer in

Augenschein zu nehmen.

Kaum drei Sekunden später war Shadow frei, denn es gab eine simple Mechanik, die ein Kind hätte bedienen können, um die Ringe auseinanderzuklappen. Weitere zwei Sekunden später hatte ich Shadow vorsichtig herumgedreht und in meinem Schoß gebettet, wobei ich sorgsam darauf achtete, die Wunde in ihrem Rücken nicht zu berühren. Trotzdem spürte ich, wie sie wieder aufbrach und ihr Blut warm und in raschen Stößen über meine Beine lief. Das Blut eines Engels, dachte ich. Es war ein absurder, völlig aberwitziger Gedanke, aber ich wurde ihn nicht los. Engelsblut. Shadows Leben, das unaufhaltsam aus ihrem Körper herausströmte. Sie starb.

Und als hätte sie meine Gedanken gelesen, öffnete sie in diesem Moment die Augen und sah mich an. Ihr Blick war jetzt klar, aber in ihren Augen glomm ein Ausdruck so unermeßlich tiefen Schmerzes, daß ich schauderte.

»Mein Liebling, was... was hat er dir angetan?« flüsterte ich. Ich beugte mich über sie, preßte sie behutsam an mich und streichelte das Silbergespinst ihres Haares, Worte murmelnd, die mich selbst überraschten, und erfüllt von einer Mischung aus Entsetzen und einem düsteren, ganz langsam aufkeimenden Zorn. In mir war nichts als Schmerz, Schmerz und ein Gefühl der Hilflosigkeit, das fast noch schlimmer war. Sie starb. Shadow, die ihr eigenes Volk verraten hatte, um mir zu helfen, die sich von ihrem Herrn, ihrem Leben, ihrer Vergangenheit losgesagt hatte, um mir beizustehen, die in der vergangenen Nacht zu mir gekommen war, um mich zu warnen, sie starb in meinen Armen. Ich konnte es fühlen. Es war absurd und durch nichts zu begründen, aber ich fühlte, wie das Leben aus ihrem Körper wich, mit jedem Atemzug ein bißchen mehr, und wie etwas Dunkles nach ihrer Seele griff.

Und plötzlich begriff ich, daß ich sie liebte.

Ich hatte es vom ersten Moment an getan, und sie hatte es gewußt, sie und Shannon und vermutlich auch Sitting Bull und alle anderen – nur ich Idiot nicht. Ich hatte mich an meine Liebe zu Priscylla geklammert und mich einfach geweigert, zu begreifen, daß in meinem Herzen durchaus Platz für zwei Frauen sein konnte.

Es hatte bis zu diesem Moment gedauert, bis ich die Wahrheit begriff.

Jetzt, wo es zu spät war. Wo sie in meinen Armen lag und starb, zu Tode gefoltert von einem bösen alten Mann, aus keinem anderen

Grund als dem, mich zu bestrafen.

»Robert, du… du mußt…«, stammelte Shadow.

»Nicht reden Liebling«, flüsterte ich. »Du darfst dich nicht anstrengen. Ich bringe dich hier heraus.«

Shadow schüttelte den Kopf. Die Bewegung war so schwach, daß ich sie fast nur ahnte. »Keine… Zeit…«, flüsterte sie. Sie versuchte sich aufzurichten, sank mit einem keuchenden Laut zurück und begann am ganzen Leib zu zittern. Die Wunde in ihrem Rücken blutete immer stärker.

»Das… Buch«, flüsterte sie. »Robert, du… du mußt…« Ihre Stimme erstarb, sank zu einem ganz leisen, kaum mehr wahrnehmbaren Flüstern herab, so daß ich mich vorbeugen und das Ohr an ihre Lippen halten mußte, um sie überhaupt noch zu verstehen. Trotzdem waren es nur noch Wortfetzen, die ich hörte.

»Das Buch«, hauchte Shadow. »Geh und… Priscylla… ihr… Geist… in Gefahr… wir… das Tier… die… die Mutterzelle…«

Plötzlich brach sie völlig ab, und für einen kurzen, entsetzlichen Moment dachte ich bereits, sie wäre tot. Aber dann bäumte sie sich noch einmal auf, mit solcher Macht, daß ich sie mit aller Kraft an den Schultern packen und halten mußte. Ihre Fingernägel gruben sich durch den Stoff meiner Jacke und rissen tiefe blutige Kratzer in meine Haut. Und mit einem Male war ihr Blick wieder ganz klar, und auch ihre Stimme wieder laut und deutlich.

»Geh zu Necron«, sagte sie. »Vernichte das Buch, ehe Priscylla seine ganze Kraft entfesselt, Robert. Zerstöre es. Sie sind in der Kammer unter der Turmspitze. Töte sie beide, wenn es sein muß, aber vernichte das Buch. Verbrenne es.«

Der kurze Ausbruch hatte ihre letzte Kraft verbraucht. Sie begann zu zittern, sank in meinen Armen zur Seite und schloß mit einem sonderbar müde klingenden Laut die Augen.

Ich schrie auf. »Nein!« brüllte ich. »Nicht, Shadow. Du darfst nicht sterben!«

Und Shadow öffnete noch einmal die Augen. Ihr Blick war jetzt frei von jedem Schmerz, aber es war ein Schatten darin, der mich noch mehr erschreckte als die Qual, die ich zuvor darin gelesen hatte.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem letzten, fast spöttischen Lächeln.

»Du Narr«, sagte sie leise. »Weißt du denn nicht, daß Engel niemals sterben?«

Und dann starb sie.

Ihre Brust hörte auf, sich in unregelmäßigen Stößen zu heben. Ihr Atem stockte. Aus der Wunde zwischen ihren Schultern floß kein Blut mehr.

Shadow, die El-o-hym, der Engel, der sich in einen sterblichen Menschen verliebt hatte, war tot.

Ich blieb sehr lange so sitzen, starr, reglos, ohne zu denken, ja, fast ohne zu atmen, ihren leblosen Körper auf dem Schoß, ruhig, völlig ohne irgendeine Empfindung. Ich spürte keine Trauer. Keinen Schmerz. Nicht einmal Haß auf Necron.

Dann, irgendwann, nach Ewigkeiten, wie es schien, legte ich Shadow behutsam zu Boden, schloß ihre Augen und faltete ihre Hände über der Brust. Dann stand ich auf, verließ die Zelle und wandte mich nach rechts.

Nach oben, der eigentlichen Burg zu.

Dem Turm.

Necron.

* * *

Van Velden und Bruder André kamen eine Stunde später. Der Sturm hatte sich gelegt, und wie immer nach einem besonders heftigen Ausbruch der Naturgewalten war eine fast unheimliche Ruhe über dem Berg eingekehrt. Aber die Luft über dem zusammengebrochenen Kastell war noch immer voller Staub und Sand, so daß der Blick nicht sehr weit reichte und alles sonderbar schemenhaft und unwirklich aussah.

Balestrano war beinahe froh, daß es so war.

Er war nicht sicher, ob er den Anblick in allen gräßlichen Einzelheiten ertragen hätte, denn die zerborstene Alptraumlandschaft, die sich unter ihm ausbreitete, war nicht nur der Rest einer total zerstörten

Festung, sondern auch ein Grab. Das Grab von vierhundert tapferen, aufrechten Männern, die ihr Leben in seine Hände gelegt hatten.

Sie hatten ihm vertraut. Und er hatte sie getötet.

Botho von Schmid hätte ihm widersprochen, hätte er den Gedanken laut ausgesprochen und de la Croix die Schuld zugeschoben, und Hayworthy hätte wahrscheinlich auf seine gewohnt sachliche Art argumentiert, daß weder ihn noch den Storm-Master irgendeine Schuld traf, sondern einzig Necron, dessen düstere Magie den Höllensturm auf die Angreifer umgelenkt hatte, und sie beide hätten auf ihre Art recht gehabt.

Aber das änderte nichts daran, daß sich Jean Balestrano schuldig fühlte, und daß er wußte, daß es so war.

Er hätte es wissen müssen. Von allen hier – selbst die vier Master eingeschlossen – war er der einzige, der wirklich gewußt hatte, mit welcher Macht sie konfrontiert wurden. Er war mitgekommen, weil er als einziger Necrons ganze Verschlagenheit kannte. Weil es seine Aufgabe gewesen wäre, sie zu warnen.

Und er hatte versagt.

Eine Hand berührte ihn an der Schulter. Balestrano schrak aus seinen Gedanken hoch und sah direkt in das schmale, von grauem Haar eingefaßte Gesicht Rupert Hayworthys.

»Bruder André und Bruder Nies sind zurück«, sagte er leise.

»Ich weiß«, antwortete Balestrano. Er hatte die beiden einsamen Gestalten, die wie Geister aus dem wirbelnden roten Sand aufgetaucht waren, schon vor Minuten bemerkt. Augenblicke, bevor sie selbst die zertrümmerte Burg gesehen und wie erstarrt stehengeblieben waren. Sie standen noch immer dort, hundert Schritt entfernt, gelähmt von dem entsetzlichen Anblick, der sich ihnen bot. Von Schmid hatte ihnen entgegengehen wollen, aber Balestrano hatte es verboten und einen der anderen Männer geschickt. Nicht alle waren tot, wie er im ersten Moment geglaubt hatte – eine Handvoll Krieger hatte das Chaos überlebt, verschüttet unter gewaltigen Steinquadern, die so über ihnen zusammengebrochen waren, daß sie sie vor der schlimmsten Gewalt des Sturmes geschützt hatten; vom Sand eingeschlossen, aber unversehrt in dem stehengebliebenen Rest des Turmes. Aber es waren so wenige. Zwei Dutzend. Sechsundzwanzig Mann, wenn er die Verwundeten mitzählte. Sechsundzwanzig von vierhundert!

»Woran denkst du, Bruder?« fragte Hayworthy plötzlich. Er lächelte entschuldigend. »Wenn die Frage nicht zu indiskret ist.«

Jeden anderen hätte Balestrano scharf zurechtgewiesen. Hayworthy nicht. Statt dessen lächelte er wehmütig, drehte sich wieder herum und starrte auf den mit Trümmern und Sand übersäten Hof der Burg hinab.

»Woran ich denke«, murmelte er. »Vielleicht an… an eine Sünde.«

»Eine Sünde?« Hayworthy runzelte die Stirn.

»Ich frage mich, ob ich vielleicht Kredit habe, dort oben«, fuhr Balestrano mit einer Handbewegung zum Himmel fort. »Genug Kredit, mir eine Sünde leisten zu können.«

»Wer von uns ist schon frei von Sünde?«

»O nein«, antwortete Balestrano ruhig. »Ich meine keine Kleinigkeit, Bruder Hayworthy. Ich spreche nicht von den häßlichen Gefühlen Bruder von Schmids dem weiblichen Geschlecht gegenüber oder –, er lächelte, » deinen kleinen Betrügereien beim Kartenspiel, mit denen du deinen Servanten ihren sauer verdienten Sold abnimmst.« Plötzlich wurde er wieder ernst. »Ich meine eine Todsünde, Bruder. Ich frage mich, ob in dem großen Hauptbuch dort oben genug Guthaben auf meinem Konto ist, mir die Sünde des Selbstmordes zu verzeihen.«

Hayworthy erbleichte. »Das… das darfst du nicht einmal denken«, flüsterte er.

Aber Balestrano fuhr fort, ohne auch nur auf seine Worte zu reagieren. Vermutlich hatte er sie gar nicht gehört. »Vielleicht kommt es auch schon gar nicht mehr darauf an«, sagte er leise. »Ich habe den Tod von fünfhundert guten Männern zu verantworten. Glaubst du, daß es ein Unterschied ist, Bruder? Fünfhundert oder fünfhunderteins?«

»Sprich nicht so!« keuchte Hayworthy. »Das darfst du nicht. Dich trifft keine Schuld. Nicht die mindeste!«

»O doch, Bruder«, widersprach Balestrano. »Aber wahrscheinlich ist es längst egal, was ich denke oder tue. Ich glaube, es liegt nicht mehr in meiner Macht, irgend etwas zu ändern. Vielleicht hat es niemals darin gelegen. Alles wird so kommen, wie es kommen soll.« Er seufzte, wandte sich wieder zu Hayworthy um und wechselte abrupt das Thema. »Geh und hole Bruder Botho«, sagte er. »Und die beiden anderen. Und eilt euch.«

Hayworthy starrte ihn noch einen Sekundenbruchteil durchdringend an, und Balestrano spürte genau, daß der kleinwüchsige Schotte noch etwas sagen wollte, irgend etwas Wichtiges, ganz Bestimmtes. Aber dann tat er es nicht, sondern drehte sich mit einem Ruck um und beeilte sich, Balestranos Befehl auszuführen.

Balestrano ging mit müden, schleppenden Schritten in das halb zerstörte Gebäude zurück. Von Schmid und Hayworthy hatten aufgeräumt, was noch aufzuräumen war, und der praktisch veranlagte Schotte hatte sogar den Tisch wieder repariert, so daß er – wenn auch ein wenig schräg – wieder auf vier Beinen stand.

Auf seiner Platte lag alles, was von Balestranos Habe übrig geblieben war: das kleine Kästchen mit dem schwarzen Stein, das er aus der versiegelten Kammer tief unter dem Pariser Templerkapitel mitgebracht hatte. Es war der einzige Teil seines Gepäckes gewesen, den der Sturm nicht gepackt und davongeschleudert hatte, und es war sicherlich kein Zufall.

Balestranos Hände begannen zu zittern, als er sich über den Tisch beugte und das winzige Kästchen aufklappte. Der schwarze Stein, der darin lag, schien ihn höhnisch anzugrinsen. Mit einem Male war ihm kalt, entsetzlich kalt. Und er wußte, daß es nicht nur Einbildung war, nicht nur Angst, sondern Realität. Die Temperaturen im Zimmer sanken rapide, bis Balestranos Atem als grauer Dampf vor seinem Gesicht erschien und seine Finger klamm und steif wurden. Die Hölle war kalt. Er war vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, der das wirklich wußte.

Für endlose Minuten stand Balestrano einfach so da, in fast absurder Haltung, mitten in der Bewegung erstarrt, dann erwachte er mit einem Ruck aus seiner Lähmung, nahm den schwarzen Stein aus dem Kasten und verbarg ihn in seiner rechten Faust. Er war so kalt, daß seine Haut an der Oberfläche festklebte und ihm der Schmerz die Tränen in die Augen trieb. Aber er öffnete die Hand nicht. Er hätte sie sich eher abhacken lassen, als es zu tun.

Nach einer Weile näherten sich Schritte dem Haus, und kurz darauf erschienen Hayworthy, von Schmid, van Velden und Bruder André. De la Croix' Gesicht war bleich vor Entsetzen, während in van Veldens Augen der Funken beginnenden Wahnsinns zu glimmen schien. Und ihnen beiden – nein, verbesserte sich Balestrano in Gedanken; allen vieren – haftete etwas körperlos Düsteres, Böses an, wie ein übler Geruch.

»Bruder Jean«, begann de la Croix, »ich schwöre dir, daß ich –

»Das brauchst du nicht, André«, unterbrach ihn Balestrano, in ruhigem, beinahe sanftem Ton. Seine linke Hand begann immer stärker zu schmerzen. Der schwarze Stein, den er darin verborgen hatte, pulsierte jetzt wie ein winziges, böses Herz. »Das brauchst du nicht«, wiederholte er. »Was hier geschah, ist nicht deine Schuld. Wenn überhaupt, trifft sie mich. Ich hätte wissen müssen, was geschieht, wenn ich euch Necrons Heimtücke ausliefere.«

»Es... es war einfach stärker als ich«, fuhr de la Croix mit zitternder Stimme fort. Seine Augen schimmerten, als hielte er mit letzter Kraft die Tränen zurück. »Ich wollte nicht. Aber dann, dann... dann hat mich irgend etwas gezwungen, den Sturm weiter zu lenken. Aber ich wollte die Drachenburg treffen, nicht euch. Ich... ich weiß nicht, was in mich gefahren ist!«

Aber ich, Bruder, dachte Balestrano düster.

»Genug jetzt«, sagte er, sanft, aber sehr bestimmt. »Was geschehen ist, ist geschehen, und wir werden später die Schuld verteilen, wenn es etwas zu verteilen gibt. Jetzt müssen wir tun, was wir noch können, wenn das Opfer unserer Brüder nicht vollends umsonst gewesen sein soll.«

»Was wir können?« Van Velden keuchte. »Es ist aus, Bruder Jean! Wir haben verloren. Unser Heer ist vernichtet, und wir haben gesehen, wie leicht –

»Es gibt noch eine letzte Möglichkeit«, unterbrach ihn Balestrano. Er hob die Hand. Der schwarze Stein darin pulsierte jetzt so heftig, daß seine Finger zuckten und bebten, als hätte er einen Krampf. Ein unheiliges, giftgrünes Licht sickerte zwischen seinen zusammengepreßten Fingern hervor. »Es gibt noch etwas. Aber ich brauche eure Hilfe. Ihr müßt mir vertrauen.«

Langsam trat er an den vier Mastern vorbei, blieb unter der Tür stehen und blickte nach oben, hinauf zur Drachenburg.

»Ergreift meine Arme«, sagte er.

Die vier Männer gehorchten. Balestrano fühlte die Berührung ihrer Hände wie die glühenden Eisens. Seine Augen waren voller Tränen.

»Jetzt, Baphomet«, flüsterte er. »Du kannst sie haben.« Und in Gedanken fügte er hinzu: Verzeiht mir, Brüder.

Dann gellte ein Schrei in seinen Ohren. Ein entsetzliches Kreischen und Wimmern, so schrill und spitz und voller Qual, wie er es noch niemals zuvor gehört hatte. Das Schreien aus vier menschlichen Kehlen.

Aber nicht sehr lange.

* * *

Die Burg schien so gut wie verlassen zu sein. Ich fand den Weg hinauf ans Licht leichter, als ich gefürchtet hatte, auf die gleiche Weise, auf die ich den Weg aus Shub-Nigguraths Höhle fand – indem ich einfach nach oben ging. Aber ich traf auf dem Wege nur einen einzigen von Necrons Kriegern. Er lebte nicht lange genug, mich auch nur mit einem erschrockenen Schrei zu verraten.

Über der Burg herrschte heller Tag, als ich endlich wieder aus dem Bauch der Erde hervorkam und auf den Hof hinaustrat. Das ungewohnte Licht schmerzte in meinen Augen; im ersten Moment war ich fast blind. Ich blinzelte, blieb stehen und sah mich aus tränenden Augen um. Der Anblick hatte nichts von seiner bedrückenden Fremdartigkeit verloren, aber alle Schatten kamen mir ein wenig härter vor, die Linien noch etwas fremdartiger, der Odem des Bösen, der über dieser verfluchten Burg hing, ein wenig deutlicher.

Ich verscheuchte den Gedanken, drehte mich einmal um meine Achse und entdeckte den Turm, von dem Shadow gesprochen hatte – ein korkenzieherartig gedrehtes, vollkommen absurdes Ding, das in einer obszön geformten Spitze endete. An seinem Fuß war eine Treppe mit unterschiedlich hohen Stufen, die zu einer einladend offen stehenden Tür von der Form eines aufgerissenen Drachenmaules führte.

Als ich sie hinaufging, vertrat mir ein schwarzgekleideter Krieger den Weg. Ich warf ihn gegen die Wand, nahm seine eigene Waffe auf und tötete ihn. Es ging so rasch und mühelos, daß ich fast selbst erschrak. Nicht über die Leichtigkeit, mit der ich mit dem Drachenkrieger fertig geworden war; ich hatte nichts anderes erwartet. Aber ich befand mich in diesen Momenten in einem Zustand, der nicht mehr normal war; jene Art von kalter, berechnender Raserei, in dem die Berserker der Frühzeit mit bloßen Händen Ochsen getötet hatten, oder in dem die Soldaten unserer Zeit weiterkämpften, während sie schon längst zu Tode verwundet waren. Ich hätte den Krieger auch besiegt, wenn er mir sein Schwert durch die Brust gebohrt hätte. Aber was mich erschreckte, war die Kälte, die ich dabei verspürte.

Der Turm war dunkel. Durch absurd geformte Fenster fiel zwar Licht auf die eng gewundene Treppe, die sein Inneres ausfüllte, aber irgend etwas schien die Helligkeit aufzusaugen, wie finsterer Nebel, der in der Luft hing. Trotzdem ging ich weiter, ohne auch nur im Schritt zu stocken, erreichte rasch den ersten Treppenabsatz und trat gebückt durch eine niedrige Tür.

Eine Sekunde später sah ich mich einem zweiten Drachenkrieger gegenüber, der in der winzigen Kammer dahinter an einem Tisch saß und offensichtlich auf seinen Kameraden wartete, dem ich unten begegnet war. Bei meinem Eintreten fuhr er zusammen, griff nach seinem Schwert und versuchte aufzuspringen.

Ich half ihm ein wenig dabei, und noch bevor er zwanzig Stufen unter mir auf der Treppe aufschlug, hatte ich die Kammer bereits durchquert und nahm den nächsten Treppenabsatz in Angriff. An ihrem Ende befand sich eine weitere, etwas größere Kammer – und in ihr wartete nicht nur einer, sondern gleich drei von Necrons schwarzvermummten Kreaturen.

Und sie waren nicht so überrascht wie die beiden, auf die ich unten gestoßen war. Ganz im Gegenteil.

Ich sah einen Schatten vor mir aufragen, riß instinktiv die Fäuste in die Höhe und spürte, daß ich traf. Der Mann torkelte zurück und prallte gegen den Tisch, aber fast im gleichen Moment griff eine Hand nach meinem Arm und drehte ihn auf den Rücken, eine zweite Faust krallte sich in mein Haar und riß meinen Kopf zurück. Eine halbe Sekunde später tauchte ein schwarzverhülltes Gesicht vor mir auf. Dunkle, grausame Augen musterten mich ohne eine Spur von Gefühl. Metall blitzte.

Zum ersten Mal, seit Shadow in meinen Armen gestorben war, spürte ich wieder Angst, als sich die rasiermesserscharf geschliffene Klinge meiner Kehle näherte. Panische Angst.

Plötzlich begriff ich, daß ich sterben würde.

Hier und jetzt.

Ich hatte verloren. In meiner Raserei war ich Necrons Männern direkt in die Arme gelaufen.

Ganz genau, wie Shannon es mir prophezeit hatte.

Und dann geschah... irgend etwas.

Der Drachenkrieger bewegte sich unglaublich schnell. Er hatte nicht vor, lange mit mir zu spielen, sondern schien entschlossen, der Sache ein rasches Ende zu bereiten. Aber wie oft, wenn einen echte Todesangst gepackt hat, schien die Zeit plötzlich stehenzubleiben: aus der rasenden Bewegung des Dolches wurde ein ganz langsames Gleiten, der helle Kampfschrei des Kriegers wurde zu einem unerträglichen Gröhlen und Dröhnen in meinen Ohren –

Und irgendwo tief in mir erwachte etwas.

Etwas Böses und ungeheuer Mächtiges.

Es war wie eine Eruption aus schwarzem Schlamm, die plötzlich irgendwo in den finstersten Tiefen meiner Seele erfolgte, eine lautlose, aber unglaublich kraftvolle Explosion pechschwarzer Energie, 1000mal stärker als das lächerliche Etwas, das ich bisher für das magische Erbe meines Vaters gehalten hatte.

Kraft raste durch meinen Körper, eine unglaubliche, unwiderstehliche Kraft.

Irgend etwas ergriff Besitz von mir, schnell und lautlos. Der Dolch raste heran, schnitt mit einem widerwärtigen Geräusch durch mein Hemd und ritzte meine Kehle, aber seine Bewegung schien mit einem Male lächerlich langsam. Ich packte die Klinge mit bloßen Händen, zerbrach sie und tötete den Angreifer noch in der gleichen Bewegung, so schnell, daß er wohl nicht einmal begriff, was ich tat. Dann riß ich meinen Arm aus der Umklammerung des anderen los, fuhr herum und gab ihm einen Stoß, der ihn aus der Tür und rücklings die Treppe hinunterfliegen ließ.

Der dritte Drachenkrieger versuchte mich anzuspringen. Seine Bemühungen erschienen mir albern. Beinahe gemächlich trat ich aus dem Weg, schlug seine vorgestreckten Beine zur Seite und sah zu, wie er auf dem Boden aufschlug.

Dann wandte ich mich um und trat auf die Tür zu, die die drei Krieger vergebens zu bewachen versucht hatten. Mit einem einzigen Tritt sprengte ich sie auf und sah mich einer weiteren, allerdings sehr kurzen Treppe gegenüber. An ihrem oberen Ende lag eine wuchtige Tür, mit Eisen verstärkt und mit kabbalistischen Zeichen gesichert. Ich spürte den finsteren Einfluß der magischen Schutzformeln, aber sie prallten von mir ab, beseitegefegt von dem schwarzen Etwas, das in meiner Seele brodelte und mir Kraft gab. Jeden anderen Menschen – auch mich, unter normalen Umständen – hätte der bloße Anblick

dieser Symbole getötet oder um den Verstand gebracht, aber in diesem Augenblick, geschützt von der ungeheuren magischen Kraft meines Erbes, nötigten sie mir nicht einmal ein Lächeln ab. Ohne auch nur im Schritt innezuhalten, stürmte ich los, auf die Tür zu. Dahinter war Necron. Ich wußte es mit solcher Gewißheit, als wäre sie aus Glas.

Die Treppe versuchte nach mir zu beißen. Aus den Stufen wurden klaffende Dämonenmäuler, gespickt mit fingerlangen Zähnen, von denen Säure troff. Ich brach die Zähne ab und trat die Mäuler zu und stürmte weiter. Eine mannsgroße Spinne materialisierte mitten in der Luft vor mir und griff mich an. Ich schleuderte sie die Treppe hinab und sah mich von einem ganzen Wald peitschender Tentakel attackiert, die ich eine nach dem anderen ausriß.

Nichts davon geschah wirklich. Was ich zu erleben glaubte, in diesen wenigen endlosen Sekunden, in denen ich die Treppe hinaufstürmte, war nichts als ein simpler hypnotischer Angriff, eine letzte, teuflische Falle Necrons, aber für mich war es Realität, und hätte mich das Ding in meinem Inneren nicht geschützt und mir die Kraft eines tobenden germanischen Gottes gegeben, wäre ich in Stücke gerissen worden. Aber das Erbe meines Vaters schützte mich. Necrons geistige Attacke verpuffte wie ein Wassertropfen auf glühendem Eisen.

Dann hatte ich die Tür erreicht. Beinahe ohne mein Zutun begannen sich meine Hände zu bewegen, löschten die schrecklichen Bannzeichen aus und zerbrachen den Riegel. Die Tür bewegte sich noch immer nicht, aber aus meinen Fingerspitzen strömte plötzlich Glut, grellweiße, wabernde Glut, die das Metall der Tür aufflammen und in brodelnden Tropfen herablaufen ließ.

Mit einem wütenden Brüllen riß ich die sicher eine Tonne wiegende Eisentür aus den Angeln, schleuderte sie die Treppe hinab und stürmte in den dahinterliegenden Raum.

Direkt in den Wahnsinn hinein.

* * *

»Jetzt, mein Kind«, flüsterte Necron.

Priscylla nickte. Ihre Hände legten sich auf die gerissenen Seiten des Buches. Ein sanftes, böses Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie zu lesen begann.

* * *

Der Sturz mußte ziemlich hart gewesen sein, denn mein Schädel dröhnte noch eine ganze Weile weiter, obwohl ich noch Glück gehabt und der dicke Teppich meinem Fall die ärgste Wucht genommen hatte. Ich hatte Mühe, überhaupt auf die Füße zu kommen. Mein Zimmer begann sich um mich zu drehen, und als ich zu dem kleinen Teewagen neben dem Kamin ging und mir einen Drink eingoß, zitterten meine Hände so stark, daß ich einen Gutteil verschüttete. Miß Winden würde sicherlich wieder eine ihrer gefürchteten spitzen Bemerkungen von sich geben, wenn sie hereinkam und den Fleck sah, den ich auf dem teuren Berber hinterlassen hatte.

(Nicht drüber wundern – weiterlesen! Ihr seid noch im richtigen Heft…)

Der Gedanke an Miß Winden, die gleich kommen und auf unnachahmliche Art die Stirn krausen würde, wenn sie mich schon wieder mit einem Whiskyglas in der Hand sah, ließ mich lächeln. Ich vergaß den Sturz, den ich sicherlich nur einer Teppichfalte oder einer momentanen Unsicherheit zu verdanken hatte, auf der Stelle. Bedächtig leerte ich mein Glas, stellte es zurück und sah mich noch einmal prüfend in meinem Arbeitszimmer um.

Alles war so, wie es sein sollte. Andara würde nicht einmal merken, daß ich sein Büro benutzt hatte, wenn er in einer Stunde zurückkam, von einer dieser elendiglich langweiligen Aufsichtsratssitzungen, auf die er mich immer mitzunehmen versuchte. Wäre es nach ihm gegangen, hätte ich mein Leben sicherlich mit der Leitung seines Firmenimperiums verbracht, statt mich angenehmeren Dingen zu widmen…

Aber gottlob ging es ja nicht immer nach ihm.

Die letzten beiden Stunden zum Beispiel hatte ich mit weitaus angenehmeren Dingen verbracht als dem Wälzen von Kontobüchern und dem Aufsagen von Bilanzen. Wenn ich die Wahl hatte, zog ich Priscyllas Gesellschaft der von Andaras verknöcherten Buchhalter-Freunden vor. Leider hatte ich sie nicht immer.

Nun – heute hatte ich sie gehabt, und die letzten zwei Stunden hatte ich zwar – schließlich bin ich ein gehorsamer Sohn – hier in Andaras Allerheiligstem zugebracht, aber ganz und gar nicht mit Arbeit.

Ich grinste still in mich hinein, als ich an Priscylla dachte, die vor

wenigen Augenblicken durch die Tür des Umkleideraumes verschwunden war. Die Vorstellung, wie sie jetzt all die komplizierten und überflüssigen Kleidungsstücke, die Frauen nun einmal so tragen, eines nach dem anderen über den Leib streifte (ich hatte dasselbe vor nicht ganz zwei Stunden auch schon getan, wenngleich in umgekehrter Reihenfolge), erregte mich schon wieder. Rasch sah ich zur Uhr, überzeugte mich davon, daß mir noch Zeit blieb, verriegelte vorsichtshalber die Tür und ging ins Nebenzimmer.

Zu meiner Enttäuschung war Priscylla bereits wieder völlig angezogen. Sie saß an dem kleinen Tischchen vor dem Fenster, das Kinn in einer entzückenden Geste in die Hand gestützt, und blätterte in einer der alten Schwarten, die dieses Haus – und besonders Andaras Arbeitszimmer – füllten. Neben dem Buch lag ein ausgebleichter Totenkopf. Das war etwas, was mich an Priscylla störte. Sie hatte manchmal einen etwas morbiden Geschmack.

Aber dann sah sie auf und lächelte mich an, und ich vergaß den Totenschädel, ebenso wie die Spinne, die auf ihrer linken Schulter hockte. »Komm her zu mir, Robert«, sagte sie.

Ich nickte, schloß die Tür hinter mir und trat auf sie zu. Priscylla streckte mir die Arme entgegen, und ich sah jetzt, warum sie so rasch angezogen gewesen war – sie hatte einfach nur ihr Kleid übergestreift, sonst nichts. Etwas, dachte ich, das sich recht schnell rückgängig machen ließ.

Aber eine Sekunde, bevor ich in ihre Arme fallen konnte, hörte ich Hufschlag vor dem Haus, und statt mich auf ihren Schoß zu setzen, drehte ich mich rasch herum und trat ans Fenster. Immerhin war es möglich, daß Andara vor der Zeit zurückkehrte, und wenn er uns hier erwischte, würde es eine Szene geben. Was er gesagt hätte, wäre er vor einer halben Stunde gekommen, versuchte ich mir vorsichtshalber erst gar nicht vorzustellen. Mein Vater hatte mehr als einmal verlauten lassen, daß Priscylla und ich nun allmählich lange genug verheiratet wären, ihm einen Enkel zu schenken. Aber ich bezweifelte, daß er sehr von der Vorstellung erbaut gewesen wäre, daß wir die Bestellung gewissermaßen auf seinem Schreibtisch aufgegeben hatten.

Mit einer Mischung aus Ungeduld und Besorgnis zog ich die Gardine zurück und spähte auf die Straße hinunter. Es regnete, und der Asthon Place glänzte wie ein gewaltiger grauer Spiegel. Aber es war nicht Andara, der zurückgekommen war. Vor dem Haus galoppierte nur eine Hundertschaft Leichen auf Skelettpferden entlang, angeführt von einem geköpften Mann auf einem Kamel.

Erleichtert drehte ich mich um.

»Wer war es?« fragte Priscylla. »Dein Vater?«

Ich verneinte. »Nur ein paar Tote«, sagte ich. »Sonst nichts. Aber er kann jeden Augenblick kommen.«

»Nun, noch ist er nicht da, oder?« kicherte Priscylla. Ich kicherte zurück, rührte mich aber noch nicht vom Fenster weg, und nach einigen weiteren Sekunden stand Priscylla auf, klappte das Buch zu – ich erhaschte einen raschen Blick auf seinen Deckel, auf dem mit üppigen goldenen Lettern das Wort NECRONOMICON stand – und griff nach ihrem Rocksaum. Mit einer raschen Bewegung streifte sie das Kleid über den Kopf und warf es hinter sich. »Komm her«, verlangte sie. Ein vielversprechendes Lächeln huschte dabei über ihre Züge.

Wieder streckte ich gehorsam die Hände aus, um mich in ihre ausgebreiteten Arme fallen zu lassen, und wieder führte ich die Bewegung nicht zu Ende. Ich wußte nicht was, aber irgend etwas störte mich. Etwas fehlte.

(Ihre Flügel! O Gott, was ist mit ihren –)

»Was ist?« fragte Priscylla. »Wenn du noch lange da herumstehst, dann wird dein Vater wirklich zurückkommen. Er wird nicht sehr erbaut sein, wenn er sieht, wie sein Söhnchen seine Schwiegertochter in seinem Kleiderschrank bumst, glaube ich.«

Wenn er sie was? dachte ich. Ich wußte nicht warum, aber es fiel mir schwer, wirklich zu glauben, daß es Priscylla gewesen war, die dieses Wort aussprach. Aber dann verscheuchte ich den Gedanken und trat einen weiteren Schritt auf sie zu. In einem Punkt hatte sie recht – wir hatten nicht mehr viel Zeit.

Wieder glaubte ich ein rasches, weißes Flattern und Schweben hinter Priscyllas Rücken zu sehen, und wieder blieb ich stehen. Was zum Teufel ging mit mir vor?

Ich stöhnte, hob die Hand an den Kopf und fuhr mir über die Augen.

(Ihre Flügel! Mein Gott, was hatte er damit gemacht? Blut, überall Blut, nichts als Blut. Dieses Ungeheuer! Dieses widerwärtige Ungeheuer!)

»Was hast du?« fragte Priscylla.

»Nichts«, antwortete ich schleppend. »Ich… bin gestürzt, gerade eben. Muß mir wohl den Schädel angeschlagen haben. Es geht schon wieder.«

»Das will ich auch hoffen«, sagte Necron, der in der Ecke stand und seinen Bart zwirbelte. »Nun macht schon! Ich will was sehen für mein Geld!«

Ich nickte – ein wenig verlegen – atmete tief ein und trat auf Priscylla zu. Ihre Hände schlossen sich um meinen Hals und glitten in mein Hemd. Sie waren eiskalt.

»Küß mich!« flüsterte Priscylla. Ihre Lippen öffneten sich ganz leicht, gaben den Blick auf ihre kleinen, regelmäßigen weißen Zähne und die Zunge frei, die sich glitzernd dahinter bewegte. »Küß mich!« wiederholte sie.

»Das würde ich nicht tun«, sagte eine Stimme hinter mir. Ich fuhr zusammen, drehte mich um und blickte schuldbewußt in Andaras Gesicht. Er war durch die geschlossene Tür getreten, ohne daß ich es gehört hatte.

»Wirklich, Robert, das wäre ganz und gar nicht gut«, sagte er noch einmal.

»Was zum Teufel mischen Sie sich hier ein?« fauchte Necron. Wütend trat er auf Andara zu und begann mit den Händen zu fuchteln. Andara runzelte die Stirn, packte ihn und riß ihm den rechten Arm ab.

»Heda!« brüllte Necron. »Das ist nicht fair!«

»Habe ich jemals behauptet, daß es in diesem Spiel fair zugeht?« fragte Andara, zupfte an seinem anderen Arm und warf ihn achtlos zu Boden. Dann packte er Necron beim Kragen, schraubte seinen Kopf ab und trat ihn mit einem fröhlichen Lachen durch das Fenster, das klirrend zerbarst.

»Das war aber nicht gerade nett«, sagte Priscylla. Sie kicherte, wandte sich wieder an mich und strahlte mich aus ihren leeren blutigen Augenhöhlen an. Ihre verstümmelten Flügel zuckten. Blut spritzte an die Tapeten. »Küß mich, Robert«, verlangte sie.

»Überlege dir gut, was du tust, Robert«, sagte Andara. »Necron kann ich dir vom Hals halten, aber mit ihr mußt du selbst fertig werden.«

»Hör nicht auf den alten Knacker«, flüsterte Priscylla. »Der ist doch

nur neidisch, weil er's selbst nicht mehr bringt. Und jetzt küß mich, zum Teufel nochmal!«

Plötzlich riß sie mich mit erstaunlicher Kraft an sich. Ihre Lippen berührten die meinen. Andara seufzte. Sein Blick wurde vorwurfsvoll wie der unseres Dackels, wenn ihm der Koch wieder Wurst gibt. »Ja«, flüsterte Priscylla. »Ja, so ist es gut, Robert. Jetzt gehörst –

Ich schrie auf, sprengte ihre Umarmung und stieß sie von mir, so fest ich konnte.

Und die Welt zersplitterte.

* * *

»Jetzt, Baphomet«, sagte Balestrano. »Du hast bekommen, was du wolltest. Ich habe bezahlt. Jetzt bezahle auch du!«

Hinter ihm erscholl ein leises, meckerndes Lachen. Kein Laut, wie ihn die Kehle eines Menschen – oder irgendeines anderen Wesens – zustandebringen konnte. Balestrano drehte sich nicht herum. Sein Blick war starr auf die Drachenburg gerichtet.

Und langsam, ganz langsam begann etwas Gigantisches aus den Schatten zu kriechen und sich über der Burg zu ballen.

Es sah aus wie eine sechsfingrige Kralle.

Beinahe.

* * *

»DU!« kreischte Necron. Nur dieses eine Wort, aber in ihm war aller Haß, aller Zorn, zu dem er nur fähig war. Sein häßliches Gesicht hatte sich zu einer abstoßenden Grimasse verzerrt, einer widerlichen sabbernden Visage, dem Wahnsinn näher als dem Normalen. Seine Augen loderten, nicht nur im übertragenen, sondern im wortwörtlichen Sinne. Kleine, grünliche Blitze magischer Energie umspielten seine Gestalt.

Er war gestürzt, als ich Priscylla von mir gestoßen hatte, denn sie war gegen ihn geprallt, hatte den Tisch mit dem Buch and den drei SIEGELN zu Boden gerissen und schließlich auch ihn. Seine linke

Hand mußte gebrochen sein, so wie er sie hielt. Er war daraufgefallen.

Ich war wieder zurück in der Wirklichkeit, wenn diese Wirklichkeit auch schlimmer war als der Alptraum, aus dem ich im allerletzten Moment zurückgekommen war. Vor mir lag eine winzige, kaum drei Schritte im Quadrat messende Kammer, vollkommen leer bis auf den Tisch mit dem NECRONOMICON und einem Gitterbecken voll glühender Kohlen.

»Du!« kreischte Necron noch einmal.

»Du! Ich werde dich vernichten. Ich töte dich, Andaras Sohn. Du wirst tausend Tode sterben!«

Er sprang auf, riß die Arme in die Höhe und schleuderte einen sengenden Blitz nach mir. Wie von einem Faustschlag getroffen, taumelte ich zurück, schreiend vor Schmerz. Aber das unerträgliche Brennen und Reißen hörte fast so schnell auf, wie es begonnen hatte, und ich spürte, wie das Ding, das noch immer in meinem Inneren tobte, die frische Kraft gierig aufsog und zu ihrer eigenen machte.

Necrons Augen weiteten sich, als er begriff, daß er mich (mich???) nicht getötet, sondern nur noch weiter gestärkt hatte. Er kreischte, wich einen Schritt zurück und bückte sich blitzschnell nach dem Buch, das zu Boden gefallen war, aber das Ding in mir war schneller, packte ihn mit unsichtbaren Händen und schmetterte ihn mit grausamer Wucht gegen die Wand. Necron brüllte, aber diesmal vor Schmerz.

Und dann spürte ich, wie sich die unsichtbare Macht in meinem Inneren ballte, zu einer finsteren, brodelnden Faust aus Haß werdend, bereit, auf Necron herabzufahren und ihn zu zermalmen. Ich hatte ihn vor mir. Der Mann, der meine Priscylla entführt hatte, der für den Tod so vieler meiner Freunde verantwortlich war, das widerwärtige Ungeheuer, das Shadow zu Tode hatte foltern lassen – er war in meiner Gewalt. Eine Bewegung, ein Gedanke von mir reichte, ihn zu vernichten. Der Alptraum hätte ein Ende.

Aber ich tat es nicht.

Ich konnte es nicht. Ich wollte es tun, mit jeder Faser meines Seins, aber ich konnte es nicht. Er lag vor mir, hilflos, mit gebrochenen Gliedern und die Augen voller Angst, aber ich konnte ihn nicht töten.

Und plötzlich sah ich ihn, wie er wirklich war – nichts als ein schmutziger, alter Mann.

Voller Verachtung wandte ich mich um und kniete neben Priscylla nieder. Sie war dort liegengeblieben, wo sie gestürzt war. Ihre Augen waren geschlossen, und ihr Atem ging so gleichmäßig, wie es nur der Atem eines Bewußtlosen tut. Ihre rechte Hand lag wie durch Zufall zwischen den Seiten des NECRONOMICON.

Und im gleichen Moment, in dem ich sie berührte, spürte ich die düstere, unheilvolle Verbindung, die noch immer zwischen ihr und diesem Buch bestand. Das Bündel pulsierender Energiestränge, die ich durch Shannons Augen gesehen hatte, es existierte noch immer. Priscylla war noch immer eine Gefangene dieses entsetzlichen Buches.

Mit einem zornigen Schrei fuhr ich herum und packte Necron am Kragen. »Sprich sie los!« schrie ich. »Löse sie von diesem Buch, oder ich töte dich!«

Necron kreischte vor Schmerz und Angst – und dann begann er zu lachen. »Den… den Teufel werde ich tun!« stammelte er.

Ich schlug ihn, nur mit der flachen Hand, aber sehr fest. Necron stöhnte, wand sich mit aller Kraft unter meinem Griff und stellte jeden Widerstand ein, als ich ihn ein zweites Mal schlug.

»Sprich sie frei!« sagte ich drohend. »Oder ich erwürge dich, alter Mann!«

»Dann… dann tu es doch!« stieß Necron haßerfüllt hervor. »Töte mich. Bring mich um – aber sie wird nicht frei sein.« Er kicherte, richtete sich auf, so weit es mein Griff zuließ, und starrte mich aus lodernden Augen an. »Ja!« sagte er sabbernd. »Töte mich doch, Hexer. Du hast gewonnen. Du hast mich geschlagen. Aber sie – sie wird niemals frei sein. Du –

Er sprach nicht weiter, denn ich stieß ihn zurück und wandte mich wieder Priscylla zu, streckte die Hände aus, um sie zu berühren, und führte die Bewegung nicht zu Ende, als ich das Knistern ungeheuerlicher Energien spürte, die sich zwischen ihr und dem höllischen Buch spannten.

Necron kicherte hinter mir. »Du hast gewonnen, Hexer! Ich bin geschlagen, endgültig. Jetzt nimm dir deinen Preis. Du bist doch ihretwegen gekommen, oder etwa nicht? Nimm sie dir. Aber du kannst nur beides haben. Nur ich weiß, wie du sie retten könntest. Und ich sage es dir nicht. Der einzige andere Weg ist ihr Tod. Und du wirst es sein, der sie umbringen muß. Ist das nicht herrlich? Sag, Hexer, ist das nicht ein höllisch gutes Ende?«

* * *

Die Dämonenkralle berührte die Burg, tastete über Zinnen und Mauern, huschte über Dächer und Stein, sprühende Spuren aus blauem Elmsfeuer hinterlassend, tötete fast beiläufig einen Drachenkrieger, der ihren Weg kreuzte, glitt über das Tor und zurück; suchend.

Dann senkte sie sich rasch nacheinander auf die Häupter der vier gigantischen steinernen Drachen hinab, die die vier Türme der Burg bildeten.

Und erlosch.

* * *

Priscylla stöhnte leise. Ihre Hände zuckten, als versuchte sie irgend etwas zu greifen, sich irgendwo festzuklammern, um nicht vollends hinabgesogen zu werden in den schwarzen Sumpf des Wahnsinns. Ihre Brust hob und senkte sich in raschen, krampfartigen Stößen. Und sie... verfiel.

Der Vorgang war nicht zu sehen, aber desto deutlicher spürte ich ihn. Irgend etwas in ihr schmolz dahin, wurde schwächer und schwächer, im gleichen Maße, in dem die düstere Macht des NECRONOMICON in ihrer Seele stärker wurde, immer stärker und stärker und stärker. Es war, als verginge sie vor meinen Augen, und als entstünde statt ihrer eine vollkommen gleiche, aber finstere, böse Kopie.

»Nein«, flüsterte ich. »Nicht... nicht sie auch noch. Bitte, laß sie nicht auch noch sterben. Nicht auch noch sie!«

Wie zur Antwort stimmte Necron hinter mir ein höhnisches Gelächter an. »Mit wem redest du, Hexer?« kicherte er. »Mit deinem Gott? Er wird dich nicht hören.«

Ich fuhr herum und ballte die Fäuste, und Necron hob ängstlich beide Hände über sein Gesicht. Aber ich schlug ihn nicht.

»Retten Sie sie!« sagte ich. »Ich beschwöre Sie, Necron, retten Sie sie! Ich... ich werde tun, was immer Sie verlangen. Lassen Sie nicht zu, daß... daß sie stirbt.«

Necron starrte mich an. »Was höre ich?« sagte er spöttisch. »Ist das derselbe Robert Craven, der mich noch vor Augenblicken einen widerwärtigen alten Mann genannt hat?« Er kicherte böse.

»Bitte, Necron!« flehte ich. »Retten Sie sie! Sie… Sie können mich haben. Töten Sie mich, aber… aber geben Sie Priscylla frei!«

»Töten?« Necron lachte hämisch. »Aber warum sollte ich so etwas tun? Das wäre zu leicht, findest du das nicht selbst, Robert? Du wirst leben. Sehr lange leben. Schließlich«, fügte er mit einem glucksenden Lachen hinzu, »sollst du die Gesellschaft deiner entzückenden Braut lange genießen können. Du hast dich genug angestrengt, sie zurückzubekommen.«

»Bitte, Necron!« flehte ich. »Ich –

Ein dröhnender Schlag traf den Turm.

Ich spürte, wie das gewaltige Gebäude in seinen Grundfesten erbebte, sich in einer absurd langsamen Bewegung auf die Seite neigte und im letzten Moment wieder aufrichtete, bevor es vollends zerbrechen konnte. Ein Teil der südlichen Wand barst und verschwand, und plötzlich war die Luft voller Staub und fliegender Steintrümmer und ungeheuerlichem Lärm. Ein zweiter, noch härterer Schlag traf den Turm und riß mich von den Füßen. Ich fiel, rollte verzweifelt herum und versuchte wieder in die Höhe zu kommen –

und erstarrte.

Die Drachenburg zerfiel. Rings um den Turm schien die Luft zu kochen – überall waren Staub und fliegende Steintrümmer, Teile der gewaltigen Wehrmauer waren bereits zusammengefallen, als wäre eine ungeheuerliche Granate hoch über der Burg in der Luft explodiert, und einer der riesigen Drachentürme begann sich in diesem Moment zu neigen und zu –

Aber es war gar kein Turm mehr.

Der Anblick ließ mich an meinem Verstand zweifeln.

Der Drache war lebendig.

Der gigantische, fünfzig Yards hohe Drache aus schwarzem Granit war zum Leben erwacht! Er bestand noch immer aus Granit – ich konnte die Fugen zwischen den einzelnen Steinen erkennen, das grauenhafte Splittern und Bersten hören, mit dem sie auseinanderbrachen – aber

trotzdem bewegte er sich, reckte den gewaltigen Schädel in die Luft und spreizte die Schwingen zu einem ungeheuerlichen Schlag, der die Burg verwüstete und sie selbst zermalmte. Das Leben des Ungeheuers währte nur wenige Sekunden. Seine gemauerten Schwingen zerbarsten, auseinandergerissen von einer Bewegung, für die sie nicht erschaffen waren – aber sie zerstörten dabei alles, was ihnen in den Weg kam.

Und so wie dieser eine waren auch die drei anderen Ungeheuer zu zerstörerischem, sich selbst verzehrenden Leben erwacht!

Hinter mir schrie Necron gellend auf – und diesmal registrierte ich die Bewegung, die dem Schrei folgte, nicht mehr schnell genug. Ich fuhr herum und griff nach ihm, aber der Magier warf sich mit einer für einen Mann seines Alters unglaublichen Behendigkeit zur Seite und entschlüpfte mir, kroch mit einer robbenden Bewegung auf Priscylla zu und umschlang sie und das Buch mit den Armen –

und verschwand.

Ein Ring grünglühenden Feuers bildete sich um die beiden aneinandergeklammerten Körper, und ich begriff beinahe zu spät, was Necron tat.

Er schuf ein Tor! Er schuf, mit der puren Kraft seines Willens, sein Tor, eine magische Brücke über das Nichts, durch das er mir wieder zu entkommen drohte.

Und Priscylla mit ihm.

Ich sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln, fuhr herum und sah, wie eine der gigantischen steinernen Draehenschwingen wie eine Granitsense auf den Turm zugerast kam, bereits im Zerbrechen begriffen, aber schnell genug, ihn noch zu treffen und zu zerschmettern.

Wenn ich noch einen Grund gebraucht hätte, nicht zu zögern – jetzt hatte ich ihn.

Mit weit ausgebreiteten Armen sprang ich hinter Necron her und krallte mich an ihm fest.

Und das Tor verschlang die Wirklichkeit.

* * *

Dunkelheit umgab mich. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, schwerelos in der Luft zu hängen, dann begann ich zu stürzen, sah schwarzen Fels auf mich zurasen und schlug mit grausamer Wucht auf. Für eine Sekunde verlor ich das Bewußtsein, erwachte aber schon wieder, ehe ich vollends zum Liegen kam. Priscylla und Necron waren dicht neben mir, Priscylla noch immer ohne Bewußtsein, und noch immer an das Buch geklammert, und Necron mit geschwollenem, blutendem Gesicht, aber wach.

Ich versuchte mich hochzustemmen. Necron fauchte, trat nach mir und sprang hoch.

Dann erst sah ich, daß er nicht sprang, sondern in die Höhe gerissen wurde, von einem hünenhaften, schwarzgekleideten Mann. Und endlich begriff ich, wo wir waren. Das Tor, das Necron geschaffen hatte, hatte uns geradewegs in die Höhle des GROSSEN ALTEN geschleudert, hin zu dem SIEGEL, das Necron wohl instinktiv angepeilt hatte.

Und – zu seinem Pech – auch in Shannons Hände.

Der junge Drachenkrieger schrie vor Triumph, riß Necron nur am Hals in die Höhe und schüttelte ihn wie eine Puppe. In seiner freien Hand blitzte ein Messer.

»Nicht!« rief ich erschrocken. »Töte ihn nicht, Shannon. Ich brauche ihn!«

Und damit sprach ich Shannons Todesurteil aus.

Mein Schrei lenkte ihn ab, nur für den Bruchteil einer Sekunde.

Aber zu lange.

Ich sah das Blitzen in Necrons Hand, aber meine Warnung kam zu spät. Necron riß den Arm hoch, schlug Shannons Hand beiseite – und stieß ihm den Dolch, den er unter seinem Gewand getragen hatte, bis ans Heft in die Brust.

Shannon keuchte. Seine Augen wurden groß und dunkel vor Schmerz. Er taumelte, ließ Necron los und versuchte vergeblich, seine eigene Waffe zu heben, um sie dem Magier ins Herz zu stoßen. Langsam, ganz langsam brach er in die Knie, schlug die Hände vor der Brust zusammen und versuchte etwas zu sagen, brachte aber nur einen gequälten, halberstickten Laut hervor. Helles Blut glitzerte zwischen

seinen Fingern. Dann kippte er nach vorne, fiel auf das Gesicht und blieb reglos liegen.

Necron keuchte, wich drei, vier Schritte zurück und blieb wieder stehen, nur noch einen halben Schritt vom Ufer des schwarzen Protoplasmasees entfernt. Er keuchte vor Anstrengung, aber sein Gesicht flammte vor Triumph.

Und irgend etwas in mir zerbrach.

Für einen Moment sah ich alles mit übernatürlicher, grausamer Klarheit. Necron, der hoch aufgerichtet am Ufer des Plasmasees stand. Shannon, der tot vor mir lag, das letzte Opfer dieses widerwärtigen Ungeheuers. Der letzte meiner Freunde, den er getötet hatte. Priscylla, die neben mir lag, zusammengekrümmt wie ein Fötus und dieses furchtbare Buch an die Brust gepreßt, das ihr die Lebenskraft aussaugte wie ein Vampir seinem Opfer das Blut. Andaras Amulett, das wenige Inches neben meiner ausgestreckten Hand lag und leuchtete wie ein gefangener Stern.

Und plötzlich wußte ich, was ich zu tun hatte.

Necron war meinem Blick gefolgt, und jetzt sah auch er den Anhänger. Seine Augen flammten auf. »Gib es mir!« flüsterte er. Seine Stimme vibrierte vor Gier. Speichel rann aus seinen Mundwinkeln. Auf der Klinge des Dolches, den er noch immer in der Hand hielt, glitzerte Blut. Shannons Blut.

»Gib es mir!« kreischte Necron. »Es gehört mir. Gib mir das SIEGEL!«

»Ich gebe es dir, Necron«, sagte ich. »Hier! Fang!«

Und damit warf ich das SIEGEL: mit aller Gewalt, die mir der Zorn gab. Wie ein kleines, goldgrünleuchtendes Geschoß flog es auf Necron zu, prallte gegen seine Schulter und platschte in die glitzernde schwarze Masse hinab, um darin zu versinken, nur einen Schritt vom Ufer entfernt.

Necron brüllte vor Wut, fuhr herum und sprang in den schwarzen Sumpf hinein. Er versank bis über die Knie, fand aber sofort wieder festen Grund unter den Füßen und beugte sich vor, um mit den Händen in der teerartigen Masse herumzusuchen.

Und genau in diesem Moment explodierte der See.

* * *

Das Feuer war längst erloschen, aber ich hockte noch immer in der gleichen Haltung da, in der ich mich über Priscylla geworfen hatte, erstarrt und wie gelähmt. Das ungeheure Tosen und Brüllen war verstummt, und der See, in dem sich die schwarze Brut Shub-Nigguraths gesuhlt hatte, war zu einer zerborstenen Ebene aus toter Schlacke geworden. Die Luft stank unerträglich, aber sie war jetzt wenigstens nicht mehr so heiß, daß ich das Gefühl hatte, flüssiges Feuer zu atmen. Das Amulett lag neben meiner ausgestreckten Hand. Es hatte getan, wozu es bestimmt gewesen war, und war zu mir zurückgekehrt, nachdem sein Werk der Zerstörung beendet war.

Ich hatte gesiegt.

Irgendwie mogelte sich dieser Gedanke durch den Wust aus Schmerz und Entsetzen, der sich hinter meiner Stirn gebildet hatte.

Gesiegt.

Das Wort klang bitter. Wie böser Spott.

Gesiegt...

Aber war es wirklich ein Sieg gewesen? Necron war tot, seine Drachenburg vernichtet, Shub-Nigguraths Körper zerstört. Priscylla war frei und das NECRONOMICON – das echte NECRONOMICON – in meiner Hand.

Ja, ich hatte gesiegt. Alles war vorbei, der entsetzliche Kampf ausgestanden.

Und ich hatte einen entsetzlichen Preis dafür bezahlt. Shannon war tot. Shadow war tot. Priscyllas Geist war tiefer denn je verstrickt in die klebrigen Spinnfäden finsterer Magie, und ich –

O ja, ich hatte gesiegt. Und ich hatte bezahlt.

Ich hatte gesiegt, aber ich hatte zahllose Leben gegeben, um eines zu nehmen. Ich hatte bezahlt. Nicht einmal ich – andere. So, wie fast immer andere den Preis bezahlten, der mir zugestanden hätte. Einen Preis, der zu hoch war.

Viel zu hoch.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Ich war am Ziel, endlich am Ziel! All die Entbehrungen der letzten Wochen, all die furchtbaren Strapazen und todbringenden Gefahren waren letztlich von Erfolg gekrönt.

Ja, ich hatte Necron besiegt und Priscylla aus seinen Klauen befreit. Doch um welchen Preis!

Sie lebte – und war doch tot. In den letzten Minuten seines unheiligen Lebens hatte sich Necron grausam gerächt.

Priscyllas Geist war mit dem des NECRONOMICON verschmolzen. Jeder Versuch, das Buch des Bösen zu vernichten, hätte sie zu einem Schicksal verdammt, das schlimmer war als der Tod. Und während ich verzweifelt nach einem Ausweg suchte, den es nicht geben konnte, begann das NECRONOMICON auch von ihrem Körper Besitz zu ergreifen...

Die Macht des NECRONOMICON